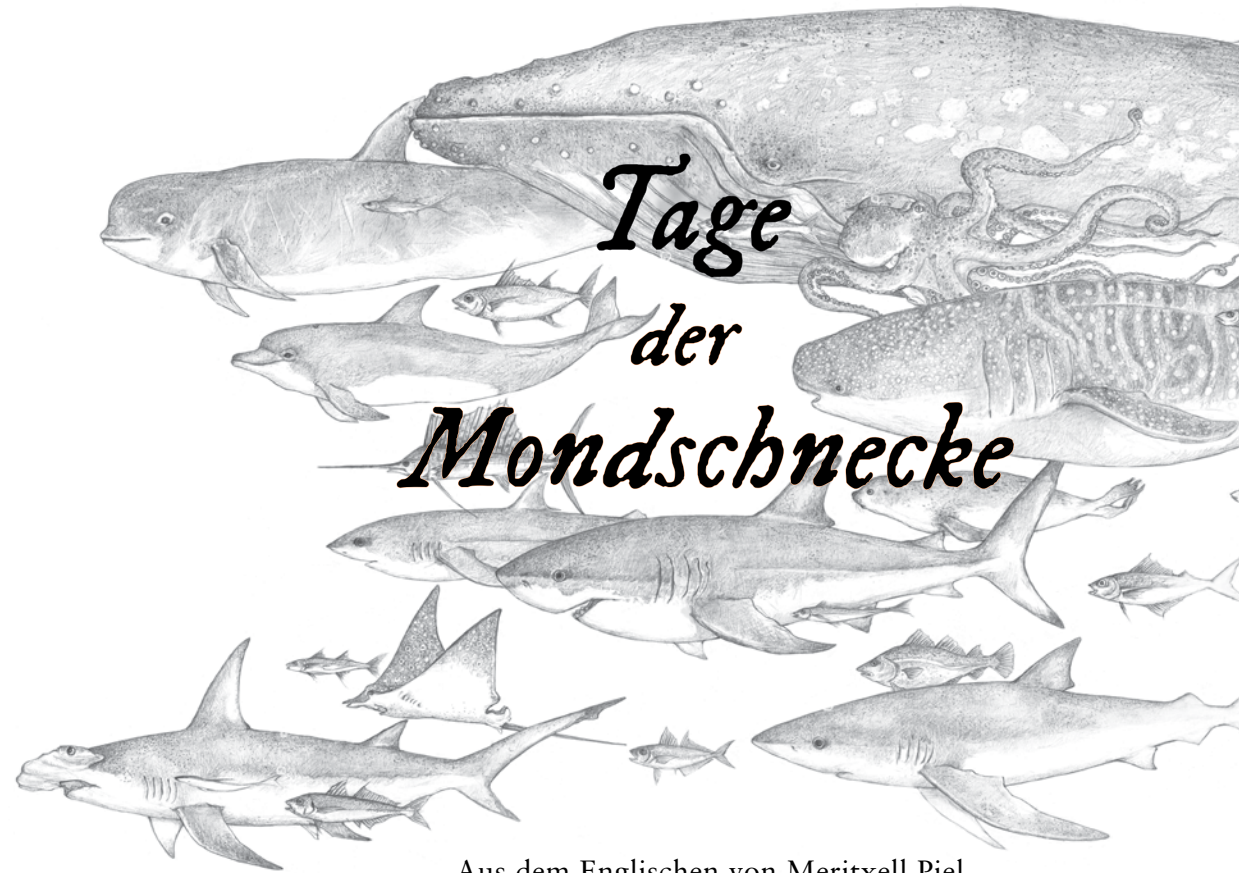


*Tage
der
Mondschncke*

KATE ALLEN



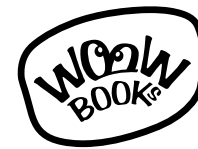
KATE ALLEN



Tage der Mondschncke

Aus dem Englischen von Meritxell Piel

Mit Illustrationen von Xingye Jin



**** UNKORRIGIERTE LESEPROBE ****

Enthält die Kapitel 1-5 und 9 sowie Auszüge
aus den Kapiteln 15, 35 und 36.



*Für meine Eltern
Pat Allen und Cliff Allen*

Das Buch erscheint am 17. September 2021

Deutsche Erstausgabe

© Atrium Verlag AG, Imprint WooW Books,
Zürich 2021

Alle Rechte vorbehalten

© Text: Kate Allen, 2019

© Umschlaggestaltung und Schwarz-Weiß-
Zeichnungen: Xingye Jin, 2019

Aus dem Englischen von Meritxell Piel

Die Originalausgabe erschien bei Dutton
Children's Books, Penguin Young Reader Group,
ein Imprint von Penguin Random House L.L.C.,
New York 2019

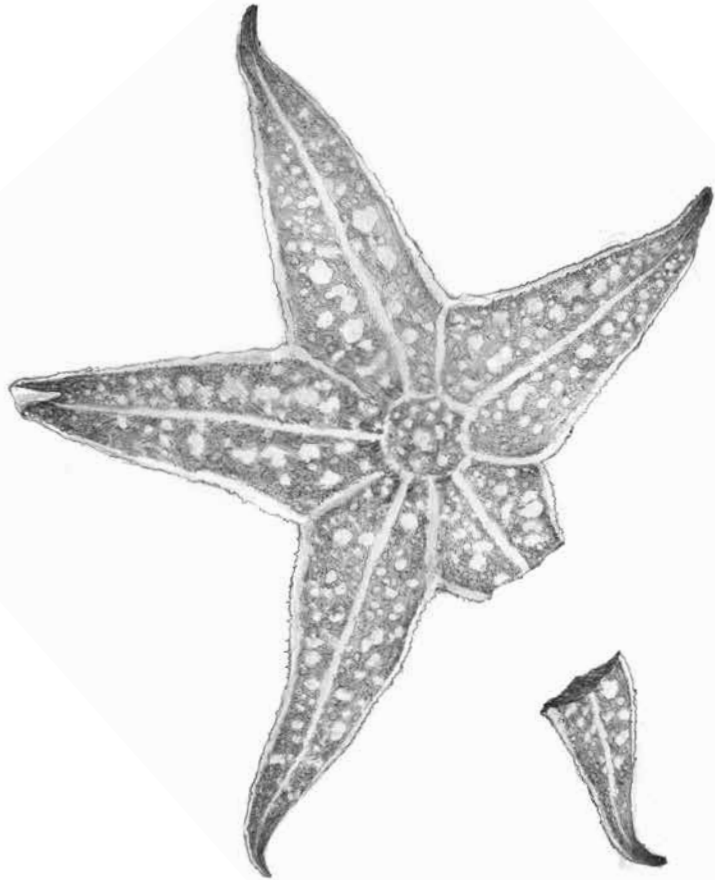
ISBN: 978-3-96177-096-0

www.woow-books.de



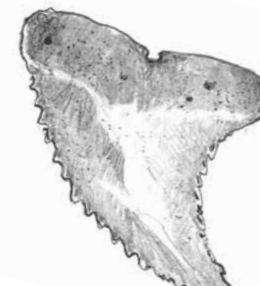
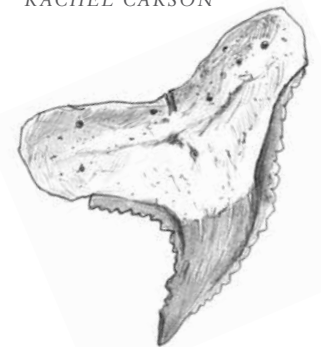
Folgt uns auf Instagram
unter @woowbooks_verlag

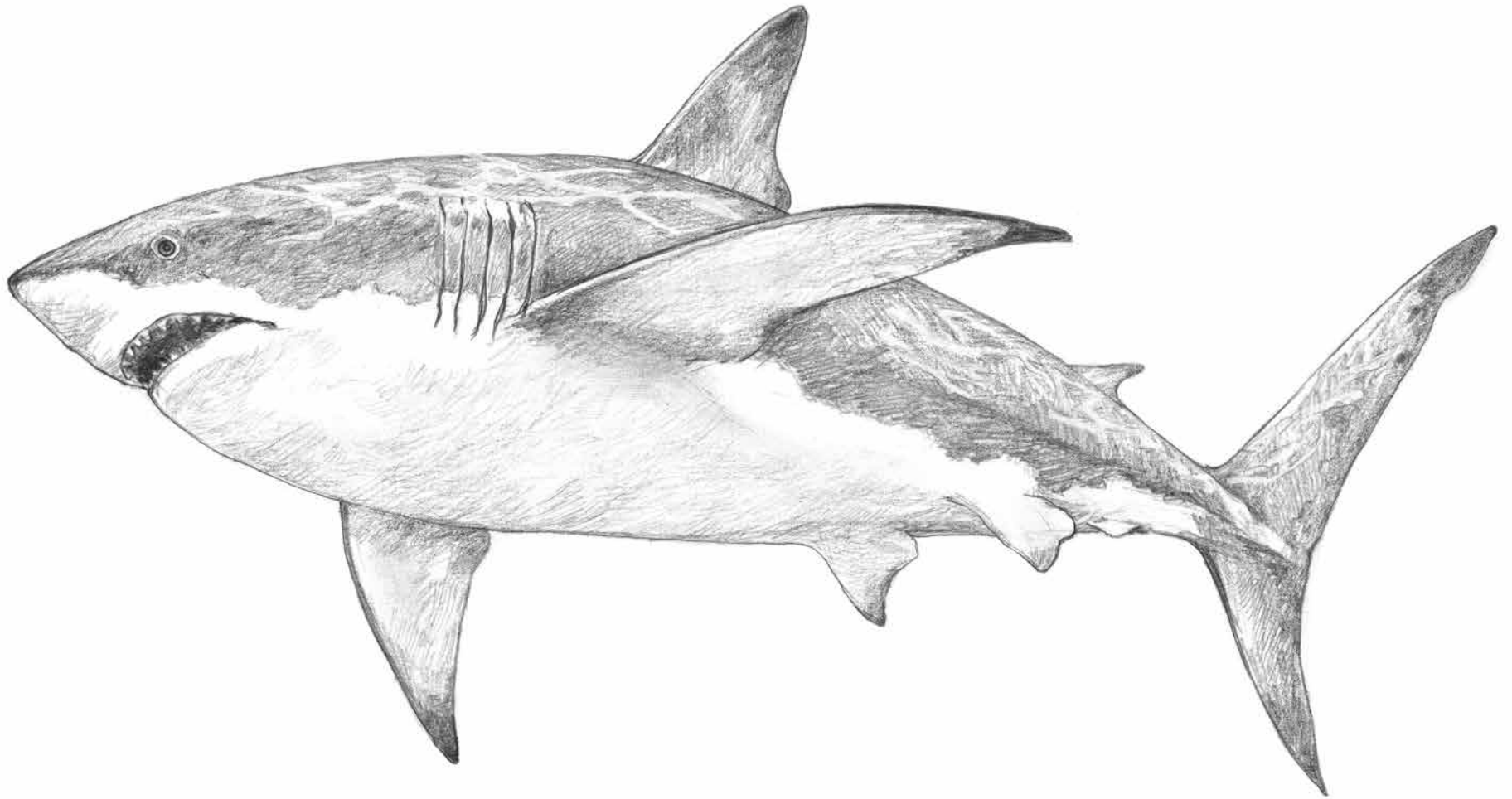




*» Wer die Schönheiten der Erde betrachtet,
findet Kraftreserven, die reichen, so lange das Leben
währt. Der Vogelzug, Ebbe und Flut, die geschlossene
Knospe, die bereit ist, sich zu öffnen, sind symbolisch
und eigentlich schön. Die Kehrreime der Natur bergen
etwas unendlich Heilsames – die Gewissheit, dass auf
die Nacht die Morgendämmerung folgt und auf den
Winter der Frühling.«*

RACHEL CARSON





1. *Hai*

An dem Morgen, als der große Weiße Hai nach Rockport kam, steckten mein bester Freund und ich gerade unsere Finger in die Wechselgeldschlitze sämtlicher Münztelefone der Stadt. Während des Sommers kamen wir dabei durchschnittlich auf zwei Dollar pro Tag, die wir für gewöhnlich gegen Süßigkeiten eintauschten.

»Fünfundsiebzig, achtzig, fünfundachtzig«, sang ich vor mich hin, während ich die Münzen in seiner Handfläche hin- und herschob. »Wir haben einen Dollar fünfundvierzig.«

Fred zuckte mit den Achseln und zeigte auf den Laden, der Weingummis und Bonbons für einen Penny verkaufte.

Manchmal fragte ich mich, ob wir mit fast dreizehn zu alt waren, um Münztelefone für Süßigkeiten auszuräumen. Doch niemand beobachtete uns, und außerdem fiel es schwer, auf geschenktes Geld zu verzichten.

Wir gingen hinüber zum Country Store, um – als wären wir Zauberer – Vierteldollarmünzen und Groschen in Gelatine-Kaubonbons zu verwandeln.

Ich drückte die Tür zum Geschäft auf und trat in einen Dunst aus Weihrauch und Süßigkeiten. Fred machte sich sogleich auf den Weg in die Weingummi-Abteilung. Er wusste, was ich mochte, also ließ ich ihn die Auswahl tref-

fen und wanderte hinüber zum Postkartenständer. Als ich den Ständer um seine Achse drehte, quietschte er wie eine rostige Spielplatz-Schaukel. Mein Blick wanderte die Reihe vertrauter Fotos von Rockport und den Zwillingssleuchttürmen hinunter, während ich meinen roten Pferdeschwanz in einer Spirale um meinen Finger wickelte.

In dem Laden mit der niedrigen Holzbalkendecke und den bemalten Bodendielen war es dunkel und kühl. Ein älterer Mann warf eine Münze in das Pianola, woraufhin das automatische Klavier ein schnelles Lied ausspuckte, das an einen Rummelplatz erinnerte.

Fred ließ eine Plastiktüte mit Weingummis auf die Glas-theke neben der Kasse fallen, und ich ging zu ihm hinüber, um mir anzuschauen, was er ausgesucht hatte. Er hatte sich für einen Standardmix mit hauptsächlich Fröschen und Würmern entschieden.

Mrs. Lloyd wog die Tüte ab. Das metallene Brillenband, an dem ihre Lesebrille befestigt war, glitzerte wie eine rubinrote Perlenkette.

»Null Komma drei-drei Pfund«, schätzte Fred.

Das Display der digitalen Waage zeigte Null Komma drei-vier.

»Nicht dein Tag heute«, sagte Mrs. Lloyd und lächelte Fred zu.

Als sie den Beutel mit den Süßigkeiten von der Waage nahm, läutete die kleine Glocke über dem Eingang und verstummte abrupt, als die Tür innen gegen die Wand schlug. Ein Junge, den ich noch nie zuvor gesehen hatte, war hereingestürmt.

»Sachte«, mahnte Mrs. Lloyd und musterte ihn.

»Hey!«, rief der Junge, während seine Flipflops auf den knarrenden Holzboden klatschten. Er lief auf ein anderes Kind zu, dessen Arm ellbogentief in einem Fass fruchtiger Kaubonbons steckte, von denen Fred und ich gar nichts hielten. Als das andere Kind sich umdrehte, legte ihm der Junge die Hände auf die Schultern. Ich vermutete, dass es Brüder waren, denn sie hatten das gleiche dichte, dunkle Haar und identische sirupbraune Augen.

»EIN RIESIGER HAI!«

Das Echo hallte von den Wänden wider. Ich behielt die Jungen im Blick und wartete ab, wie die Geschichte weiterging.

»Was?« Die Augen des kleinen Bruders wurden so groß wie Erdnussbuttertörtchen.

Fred ging zu den beiden hinüber. »Wo?«

»Am Kai! Ein Fischer hat ihn an Land gezogen«, antwortete der große Bruder.

Er sah aus wie ein Fünftklässler und spuckte beim Sprechen wie verrückt. Seiner Begeisterung nach zu urteilen, musste es sich bei dem Hai um einen eigentlich längst ausgestorbenen Megalodon handeln. Der Junge trug ein Rockport-T-Shirt, was bedeutete, dass er nicht von hier kam, und sein Akzent klang, als wäre er aus dem mittleren Westen. Ich konnte mir vorstellen, dass *jeder* Hai für die Brüder riesig aussehen musste.

»Wo kommt ihr her?«, fragte ich sie.

»Ohio«, antwortete der große Bruder.

»Schon mal einen Hai gesehen?«, wollte ich wissen.

»Nur im Aquazoo.« Seine Augen waren immer noch geweitet.

Ich schaute zu Fred.

»Lass uns gehen«, sagte er und schnappte sich die Tüte mit den Weingummis.

»Wohin?«, fragte ich.

»Zu dem Hai. Komm!« Und schon verschwand er im grellen Sonnenlicht.

Er ließ die Tür sperrangelweit offen stehen, und da ich wusste, dass Mrs. Lloyd sonst einen Vortrag über die Kosten einer Klimaanlage halten würde, zog ich sie auf dem Weg nach draußen hinter mir zu.

»Okay, aber wir bleiben nicht den ganzen Tag dort!«, rief ich ihm zu.

Fred blickte für eine Sekunde nach hinten über seine Schulter, verlangsamte seinen Joggingschritt aber nicht. Ich behielt ihn im Auge und ließ mir Zeit.

Ich ging am chinesischen Importwarenladen vorbei, der in der Reihe von Schaufensterfronten im Erdgeschoss schindelverzierter Häuser lag. Dann ließ ich die efeubewachsene Eisdiele und ein Spalier aus Telefonmasten mit einem Gewirr durchhängender Leitungen hinter mir.

Es war heiß. Juli-heiß. Das Letzte, worauf ich Lust hatte, war, ohne Schatten am Bootsanleger herumzuhängen – egal, was die Fischer an Land gezogen hatten.

Ich bog in den Dock Square ein, ging an dem Süßwarenladen mit der Bonbonmaschine im Fenster vorbei, und kam zu der Stelle, wo der Straßenasphalt ordentlich aneinandergelegten Granitplatten wich. Dann betrat ich den T-Wharf, einen alten Anlegesteg. Hier entluden die Fischer der Stadt ihren Fang. Eine Menschenmenge, die entlang der Hafenkante stand, versperrte mir die Sicht. Ich suchte nach Fred.

Ein strenger Geruch schlug mir entgegen – zwar nicht so unangenehm wie im Hafen von Gloucester, aber trotzdem fischig. Es waren nicht nur die Heringe, die in Netzen in der Nähe des Hafens gefangen wurden, oder die Fänge, die die Fischer vom Meer mitbrachten. Das algenbewachsene Holz und das stehende Wasser innerhalb der Mole gaben ihre erdige Note dazu.

Schließlich entdeckte ich Fred und folgte ihm, als er sich seinen Weg durch die Leute bahnte. Das Gedränge machte mich nervös und erinnerte mich daran, wie ich jedes Jahr versuchte, meinen Dad auf der Parade zum Nationalfeiertag nicht zu verlieren. Auch jetzt kämpfte ich darum, in Freds Nähe zu bleiben, und folgte ihm auf dem Fuß.

»Boah!«, rief er.

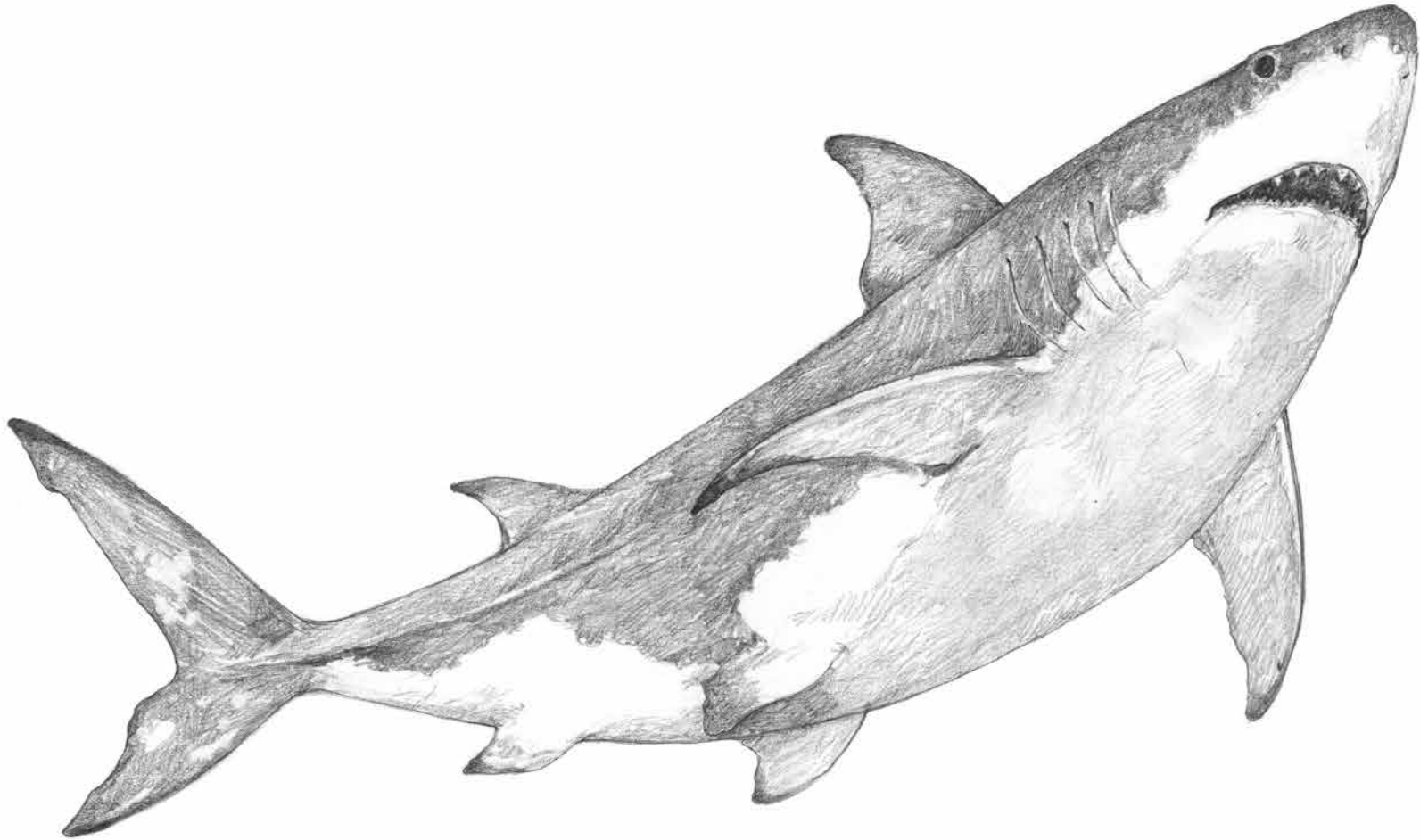
Ich schob mich an seine Seite und schlängelte mich weiter in die erste Reihe vor, um dabei zuzusehen, wie der Körper des toten Hais mithilfe einer Seilwinde über den Rand des Docks gezogen wurde. Als sein Maul in Sichtweite kam, wanderte mein Blick sogleich zu den riesigen, gezackten Zähnen, die dornartig in verschiedene Richtungen herausragten. Mehrere Reihen weißer Stacheln traten aus dem durchlöcherten Zahnfleisch hervor, das die rosa Farbe von Erdbeer-Marshmallows hatte. Mein Instinkt riet mir fortzulaufen, doch ich konnte nicht anders, als mich auf den Hai zuzubewegen, bis wir uns beinahe Aug in Aug gegenüberstanden. Ich stellte mir vor, wie mein ganzer Körper in seinem verschwand, als glitte ich in einen Schlafsack, während sich seine geöffneten Kiefer um meine Hüften legten.

»Ist das ein Weißer Hai?«, fragte ich.

»Da bin ich mir ziemlich sicher«, antwortete Fred. Er holte sein Asthmaspray heraus und nahm einen Zug.

Nach dem zweiten Zug sagte er: »Deine Mom wusste es.«

Ich nickte. Meine Mom hätte es gewusst.



2. Die Expertin

Meine Mom war Biologin gewesen und die ansässige Hai-Expertin für Massachusetts. Als ich noch ein Kind war, fiel mir aber vor allem auf, dass sie nach Fisch roch. Egal wie gründlich sie sich abschrubhte, jedes Mal, wenn ich sie umarmte, war der Geruch da. Als ich älter wurde, fragte ich Dad, wie das möglich war. Er sagte, der Geruch komme daher, dass sie Haie und Wale sezieren, dass sie Speckschichten aufschneide und mit ihren Händen in die Bauchhöhlen von Meerestieren greife, die zwanzigmal so groß waren wie sie selbst. Und wenn sie nicht gerade bis zu den Ellbogen in den Eingeweiden kürzlich verstorbener Tiere stecke, so erklärte Dad weiter, schwimme sie im Ozean auf der Suche nach lebendigen. Dabei flossen Salz und Mikroorganismen durch ihr Haar. Selbst wenn sie tagelang nicht in der Nähe des Wassers gewesen war, konnten wir noch immer die Fischöle auf ihrer Haut riechen. Es bestand kein Zweifel, dass man sie heute, für diesen Hai, zum Dock gerufen hätte.

Fred nahm einen weiteren Zug seines Asthmasprays und schaute mich an.

»Ist alles okay?«, fragte er. »Dein Gesicht ist rot.«

»Mir ist nur heiß«, sagte ich.

Ein paar Männer zogen den Hai mit Seilen und Flaschen-

zügen weiter in die Höhe. Mein Blick fuhr den weißen Bauch des Tiers entlang, von der Nase bis zur Schwanzflosse. Er war schätzungsweise so lang wie drei hintereinander geschnallte Fischer, doch als er mithilfe mehrerer Seile über die Menschenmenge gehoben wurde, verbog sich sein Körper.

Die Szene sah nicht aus wie auf einem dieser gestellten Fotos aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert, auf denen ein irrsinnig dreinblickender Kerl mit einem glänzenden Makohai posiert, der vom Schwanz bis zur Nase geradlinig ist. Dieser Hai am Dock war so groß, dass sein Körper zu einem Hufeisen gebogen über dem Wasser hing. Das Seil in der Nähe seines Mauls schnitt in sein Fleisch wie ein Gummiband in ein fettes Handgelenk und trennte den Kopf vom restlichen Körper. Auf den ersten Blick sah der Hai ein wenig lächerlich aus, doch wenn man ihn länger betrachtete, konnte man sich seiner Bedrohlichkeit nicht entziehen.

»Wir haben ihn gesehen«, sagte ich zu Fred, während ich das Tier anstarrte. »Können wir jetzt gehen?«

»Weißt du, was das heißt?«, fragte Fred. Nicht dass es eine Rolle spielte, denn er würde mich sowieso aufklären.

»Was?«, fragte ich zurück.

»Der Naturführer!«, antwortete er mit großen Augen, die ihn aussehen ließen wie einen Goldfisch.

Der Naturführer war ein Projekt für den Biologieunterricht, das wir im September einreichen sollten. Fred war auf die Idee gekommen, und ich hatte mich bereiterklärt, ihm zu helfen. Denn ein paar Extrapunkte konnten mir nicht schaden, falls ich während des Schuljahrs mal einen Test verhaute. Um den schriftlichen Teil kümmerte sich Fred.

Meine Aufgabe war es, die passenden Illustrationen zu liefern – und ich konnte ebenso gut zeichnen, wie Fred die Verwandtschaften von Lebewesen erklärte.

Allerdings hatten wir für den Naturführer eine Regel aufgestellt: Er durfte nur Tiere und Pflanzen enthalten, die wir mit eigenen Augen gesehen hatten. Bisher waren wir einer Schwarzkopfmeise in Pigeon Cove begegnet und einem Flecken-Querschnitzmolch in einem Regenwassertümpel im Wald. Das war so ziemlich das Außergewöhnlichste gewesen, was wir an Land hatten finden können – bis heute.

Während Fred seine Energie augenblicklich auf unseren Naturführer lenkte, konnte ich den Gedanken an meine Mom nicht abschütteln. Ich stellte mir vor, wie sie zwischen uns und dem Hai umherlief und seine Maße abschätzte, bevor sie überlegte, wie sie ihn auf dem Boden ausbreiten sollte.

»Was werden sie mit ihm machen?«, fragte Fred.

»Gute Frage«, gab ich zurück.

Lachend kletterten die Fischer in ihren orangefarbenen Wathosen von den niedrigeren Docks auf den Kai. Einen von ihnen erkannte ich sogleich an seiner Stimme.

»Da ist Sookie«, sagte ich und atmete tief ein.

Sookie war in vierter Generation Fischer in Rockport und ein guter Freund meiner Eltern – nur dass er schon lange nicht mehr bei uns gewesen war. Doch wie er dort auf dem Dock stand, sah er immer noch so aus wie der Mann, den ich schon mein ganzes Leben lang kannte. Er trug eine verspiegelte Sonnenbrille, und seine braunen Haare waren von der Sonne gebleicht. Seine Hautfarbe war rötlich, nicht goldgebräunt wie die der Strandbesucher. Und er schwitzte scheinbar doppelt so stark wie ich.

An Sookies Seite befand sich Lester, sein Bootshelfer, ebenfalls in orangefarbenen Gummihosen. Er war siebzehn und hing oft mit Freds älteren Schwestern herum. Ein Pulk anderer Fischer und Zuschauer versammelte sich um die Ankömmlinge, und ich erkannte am Händeschütteln und Schulterklopfen, dass Sookie den Hai gefangen hatte.

»Warum hat er einen Weißen Hai erlegt?«, fragte Fred.

»Ich wette, es war ein Versehen«, antwortete ich.

Ich löste mich aus der Menschenmenge und lief hinüber zu dem Pulk, der Sookie umringte. Fred folgte mir.

»Sookie!«, rief ich.

Er wandte seinen Kopf in meine Richtung, klopfte jemandem auf den Rücken und ging auf mich zu. Fred stand direkt hinter mir. Sookie schob sich die Sonnenbrille auf den Kopf und seine Augen funkelten wild.

»Lucy! Na, was denkst du?«, fragte er und zeigte auf den Hai.

»Er ist gigantisch«, sagte ich. »Was ist passiert?«

»Wir haben Kabeljau gefischt, dabei hat er sich im Netz verfangen.«

Ich zuckte zusammen. »Oje.«

»Wieso oje? Er ist doch auch nur ein großer Fisch.«

»Na ja, nun ist er irgendwie nutzlos, oder?«, fragte ich.

»Ja, genau, was macht ihr jetzt mit ihm?«, schaltete sich Fred ein.

»Ich dachte, wir lassen ihn ein paar Tage hier hängen, um die Touristen von den Stränden fernzuhalten«, antwortete Sookie.

»Ihr solltet wirklich darüber nachdenken, eine Biologin zu rufen«, wandte Fred ein.

Sookie zögerte einen kurzen Augenblick. »Lucys Mom war die einzige Biologin, die ich kenne«, erklärte er. »Ich hätte sie gleich vom Boot aus informiert.«

Er schaute zuerst Fred an, dann mich. Mit seinen fischigen Händen zupfte er vorsichtig an meinem Pferdeschwanz. Ich blickte ihm in die Augen. Es machte mich immer glücklich, wenn ich merkte, dass auch andere Menschen an meine Mom dachten.

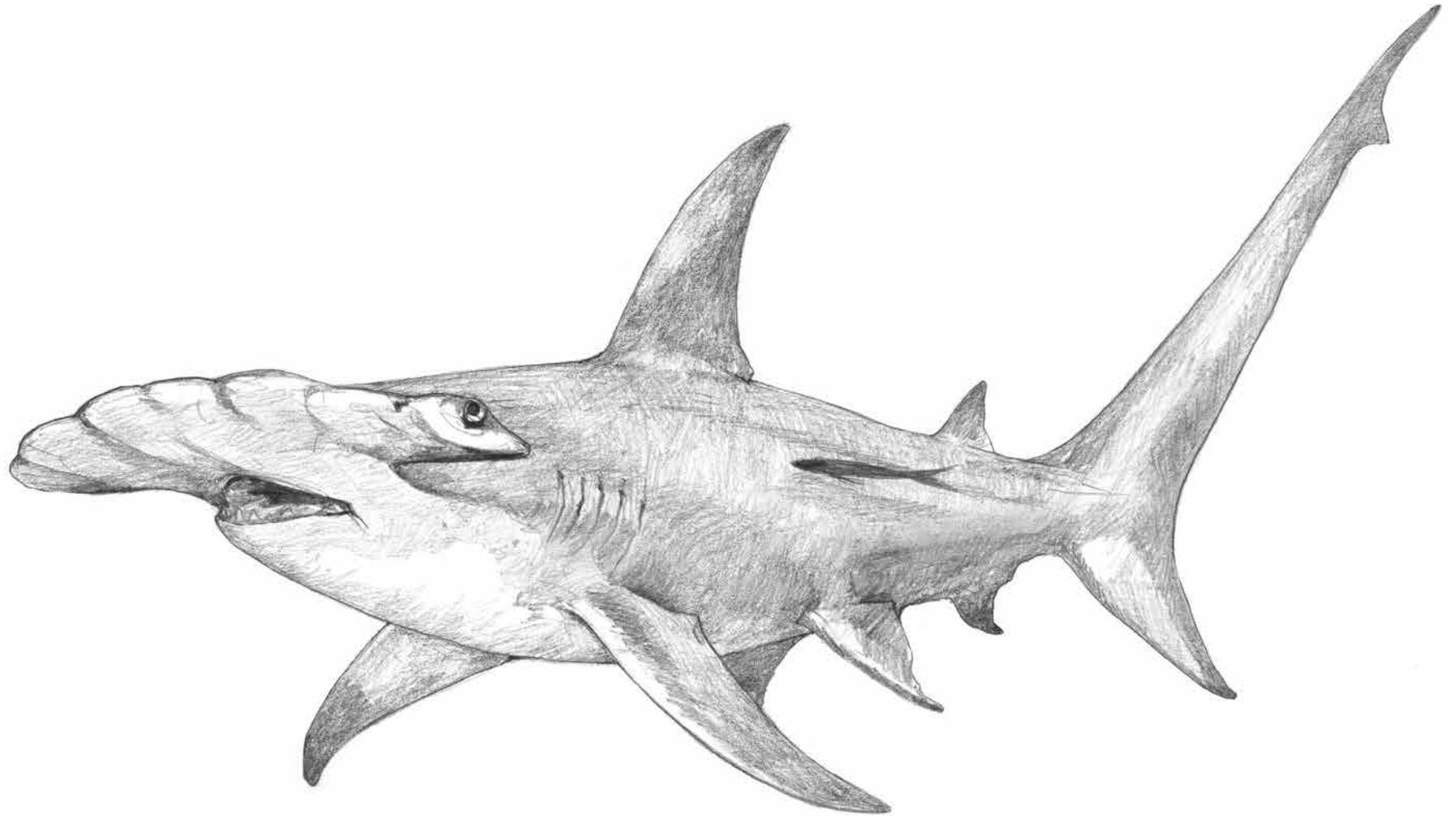
»Sook!«, rief einer der Fischer und hielt eine Kamera in die Höhe.

»Ich muss los«, entschuldigte sich Sookie.

»Können wir jetzt gehen?«, drängte ich Fred.

Er deutete über meine Schulter. »Da ist dein Dad.«

Ich drehte mich um. Mein Dad steckte noch immer in seiner Arbeitskleidung. Er war Kriminalbeamter bei der Polizei, deshalb trug er keine Uniform, sondern Khakihosen und geknöpfte Hemden wie ein Zivilist. Sein Haaransatz glänzte schweißnass. Um seinen Hals hing seine Minolta SLR an einem Kamera-Trageriemen. Vermutlich war er auch gerade auf dem Weg woandershin gewesen, als ihn die Neuigkeit vom Weißen Hai erreicht hatte. Ich rief drei Mal zu ihm hinüber, doch meine Stimme wurde von der Menschenmenge verschluckt. Er suchte sich einen Platz inmitten der Leute und schaute zum Hai hinauf, der über den Köpfen der Menschen baumelte. Als Dad die Kamera vor sein Gesicht hob, las ich von seinen Lippen ab, was er sagte, während er lächelte wie ein Kind: »Jesus Allmächtiger.«



3. *Gerätetaucher*

Nachdem wir für unser Foto mit dem Hai posiert hatten, fuhren Fred und ich mit unseren Rädern langsam neben Dad her, der zu Fuß ging. Wir mühten uns den Hügel im Stadtzentrum hinauf und stellten fest, dass es auf den Bürgersteigen nur so von Menschen wimmelte. Alle waren aufgeregt wegen des toten Hais, doch mich interessierte nichts weiter als eine kalte Dusche und etwas zu Trinken.

Zu meiner Rechten lagen der Buchladen und die Kunstgalerien. Durch die Lücken zwischen den Häusern konnte man die schmalen Gassen erkennen, die direkt zum Meer führten. Das immer wieder aufblitzende Blau des Wassers erinnerte daran, dass alle Geschäfte und Häuser in der Stadt vom Ozean umschlossen wurden.

»Dad, was wäre gewesen, wenn du den Weißen Hai beim Tauchen gesehen hättest?«, fragte ich. »Was wäre dir durch den Kopf gegangen?«

»Bei einem Weißen Hai? *Panik*.«

»Was hat er vor der Küste von Rockport gemacht?«, hakte ich nach.

»Nach Nahrung gesucht, schätze ich.«

»Ist das Wasser nicht zu kalt für ihn?«

»Nein. Weiße Haie schwimmen nach Norden bis zum Golf von Maine hinauf«, erklärte Dad.

»Werden noch mehr kommen?« Ich kannte die Antwort. Ich hatte sie schon früher einmal von meiner Mom und von Fred erhalten.

Dad ließ die losen Münzen in seiner Hosentasche klimpern, wie er es immer tat, wenn er mit seinen Gedanken woanders war.

»Dad?«

»Oh, Entschuldigung. Was?«

»Werden noch mehr Haie kommen?«, wiederholte ich leicht genervt.

»Klar. Wo Robben sind, sind auch Weiße Haie.« Er musste den Sturm spüren, der sich gerade in meinem Magen zusammenbraute, denn er fügte hinzu: »Aber sie sind immer noch selten hier oben.«

Ich verpasste jeder Parkuhr einen Schlag mit meiner Handfläche, als wir am Front Beach vorbeifuhren.

»Als ich noch ein Kind war, hat jeder, der eine Robben-nase auf die Polizeistation brachte, fünfzig Cent bekommen. Fünfzig Cent für eine Robbe«, erzählte Dad.

Ich schnappte nach Luft. »Warum?«

»Weil die Robben Haie anlocken. Außerdem fanden die Leute, dass sie ein lautes Theater im Hafen veranstalteten.«

»Wie schrecklich«, sagte ich.

»Ja«, stimmte er mir zu.

»Hast du jemals eine Robbe getötet?« Ich fragte, obwohl ich wusste, dass die Antwort *Nein* lauten würde.

»Was denkst du?«, wollte Dad wissen.

»Ich habe Sookie gesagt, er soll eine Biologin anrufen«, meldete sich Fred zu Wort. »Aber ich glaube nicht, dass er das machen wird.«

Dad schwieg einen Moment, dann warf er ein weiteres Mal die Münzen in seiner Tasche umher. »Sookie ist ein Sturkopf. Er hört nur, was er hören will«, sagte er schließlich. »Ich wette, es ist schon jemand auf dem Weg hierher.«

Fred schaute traurig oder verärgert drein, ich konnte es nicht erkennen.

»Tom, könnten Sie nicht mit Sookie sprechen?«, fragte er schließlich.

»Ich?« Dad wirkte überrascht. »Ich glaube nicht, dass das etwas bringen würde.«

»Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?«, fragte ich.

»Das ist schon eine Weile her«, antwortete Dad in einem gereizten Ton, der mir sagte, dass unsere Fragestunde jetzt beendet war.

»Ist alles okay?«, wollte ich wissen.

»Es geht mir gut. Mir ist nur heiß.«

Fred und ich beschleunigten unser Tempo und ließen Dad hinter uns. Schließlich kamen wir an den Häusern hinter dem Strand vorbei und bogen erst in die King Street, dann in die Smith. Dort rollten wir gemächlich an den Vorgärten unserer Nachbarn vorbei und legten unsere Räder in der Einfahrt ab. Fred folgte mir ins Haus, wo wir nacheinander ins Bad gingen. Dann füllte ich für jeden ein Glas mit Wasser. Fred schien noch Zeit zu haben, also setzten wir uns draußen auf die Hintertreppe.

»Die Sox spielen heute Abend gegen Detroit«, begann er. Ich nickte.

»Vielleicht können wir nach dem Essen zusammen das Spiel anschauen?«

»Klar«, antwortete ich.

»Ich möchte den Hai in den Naturführer aufnehmen«, fuhr er fort. »Glaubst du, er ist morgen noch da?«

»Da wette ich drum«, antwortete ich, obwohl ich keine Ahnung hatte. Ich wollte Fred beruhigen, aber ich wollte heute auch nicht mehr zum Anleger zurückkehren. »Kam mein Dad dir eben auch komisch vor?«, fragte ich.

Fred zuckte mit den Achseln. »Ein bisschen. Er mag keine Menschenmengen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass das der Grund war.«

Gerade wollte ich vorschlagen, am nächsten Morgen noch einmal zum Kai zu fahren, da sah ich aus den Augenwinkeln meinen Dad auf dem Rasen stehen – nackt.

»Oh Gott«, flüsterte ich.

Dad nahm seinen Taucheranzug von der Wäscheleine, kämpfte sich mühsam in die Fußlöcher und zog die schwarze Gummihaut über seine Beine wie eine Strumpfhose. Dabei zeigte die Rückseite seines Körpers genau auf Mr. Pattersons Haus. Es war schrecklich. Mr. Patterson saß reglos in seinem Schaukelstuhl auf der Terrasse, während im Radio neben ihm der Polizeifunk zirpte.

»Dad!«, rief ich, mein Gesicht in den Händen verborgen.

»Was?«, fragte er mit halb angezogenem Neoprenanzug, der ihn aussehen ließ, als wäre er bis zum Bauch in Teer getaucht worden. »Ich fahre vor dem Essen noch mal kurz runter zum Back Beach.«

»Du gehst ins Wasser?«, fragte ich ungläubig.

»Ja.« Er schien meine Überraschung nicht zu verstehen.

»Sie meint wegen Sookies Hai«, kam Fred mir zur Hilfe.

»Lucy, der Hai ist zwanzig Meilen vor Rockport gefan-

gen worden. Und weißt du, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, angegriffen zu werden?«

»Ja, ungefähr eins zu irgendwelchen Millionen.«

»Genau.«

»Ihm wird nichts passieren«, beruhigte mich Fred. »Ich würde es allerdings nicht tun, zumindest nicht in der Dämmerung.«

Mein Dad verdrehte die Augen und suchte seine Ausrüstung zusammen, um zum Strand zu fahren.

Während die Reifen seines alten Volvo Kombi Schotter auf die Smith Street schleuderten, fragte ich mich, was passieren würde, wenn Dad einem Weißen Hai begegnete, während er vor Cape Ann tauchte. Wegen des Planktons und des kalten, grünen Wassers würde er an einem gewöhnlichen Tag wie heute nur etwa sechs Meter weit sehen können. Falls dann ein fünf Meter langer Weißer Hai in seinem Gesichtsfeld auftauchte, läge das Tier quasi bereits auf ihm. Und sollte der Hai aus irgendwelchen Gründen wieder aus seinem Blickfeld verschwinden, gäbe es keine Möglichkeit zu erkennen, wie nah er sich noch aufhielt. In dem trüben Wasser wäre es für meinen Dad außerdem schwierig, die Position seiner Boje auszumachen, und Weiße Haie griffen ihre Beute von unten an. Ich musste diese Gedanken abschütteln.

Mit aufgewühltem Magen wandte ich mich an Fred. »Findest du das nicht komisch? *Deinen* Dad habe ich noch nie nackt gesehen – *nirgendwo*.«

»Ja, aber er wohnt auch nicht mehr hier.«

»Glaubst du, ich sollte mich bei Mr. Patterson entschuldigen?«

»Nur wenn *du* nackt gewesen wärst.«

»Wäre es so schwierig für meinen Dad, sich seinen Anzug im Haus anzuziehen? Oder eine Badehose drunter zu tragen?«

»Definitiv nicht.«

Ich zupfte an der Gummisohle meiner Schuhe. Fred suchte in seiner Tasche nach seinem Asthmaspray und nahm einen Zug.

»Alles okay?«, fragte ich und strich ihm über den Rücken.

»Oh Mist«, sagte er, noch während er einatmete. »Da ist meine Mom.« Er steckte sein Spray zurück in seine Hose und stand auf. »Ich ruf dich später an«, sagte er.

Maggie Kelly winkte mir von der Vordertreppe des Hauses zu und ging dann in unsere Richtung. Sie war klein und zierlich, doch ihre Schritte donnerten wie die eines Rhinoceros. Obwohl sie alleinerziehend mit drei Kindern war, schaffte sie es immer noch, auch ein Auge auf mich zu werfen.

»Dein Gesicht ist rot, Freddy. Hast du dein Spray benutzt?«

»Ja, Mom«, antwortete er, dann wandte er sich mir zu.

»Wir sehen uns später.«

»Tschüss«, sagte ich und lächelte ihn von unten an.

Die beiden liefen zu ihrem Haus auf der anderen Seite der schmalen Straße.

Nachdem Fred gegangen war, schaute ich einen Moment auf meine Turnschuhe, bevor ich in den Nachbargarten hinüber rief: »Hi, Mr. Patterson!«

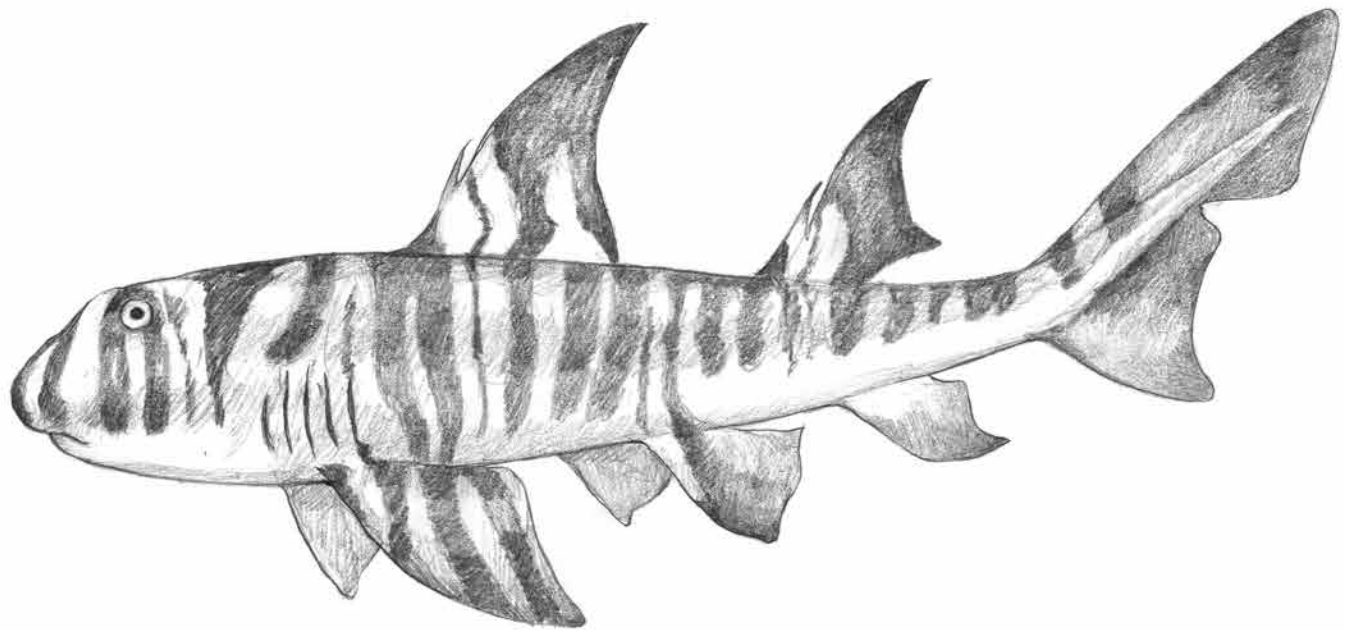
»Hallo, Lucy.« Der alte Mann winkte wie der Papst.

»Dein Vater hat ein behaartes Hinterteil.«

»Ja, hat er.«

»Das gucke ich mir nicht gerne an.«

»Nein, Sir.«



4. *Leeres Haus*

Dad verbrachte mehr Zeit unter Wasser als an Land. Tagsüber tauchte er für das Rettungsteam des Salem Police Department und half dabei, Leute zu retten, die im Wasser verunglückt waren. Nach der Arbeit machte er sich gerne zum Strand auf und fischte Hummer für unser Abendessen. Es gehörte zu seinem Alltag, auch außerhalb seiner Arbeitszeiten auf dem Polizeirevier Anrufe des Tauchteams zu erhalten und mit seinen Kollegen in Notfällen auszurücken. Diesen Sommer gab es mehr Anrufe als sonst. Menschen waren mit ihren Autos von Brücken gestürzt oder hatten in gefährlichen Gewässern gebadet. Ich mochte es nicht, wenn Dad unterwegs war. Jedes Mal, wenn er sich auf dem Grund irgendeines Hafenbeckens herumtrieb, fühlte sich das Haus leer an. Doch er war wie ein Hai, er musste schwimmen, um zu atmen.

An jenem Abend, so erfuhr ich später, war ein Mann mit seinem Laster im Hafen von Salem gelandet, und Dad wurde zur Unfallstelle gerufen, um zu helfen.

Auf der Anrichte in unserer Küche lag ein fast aufgetautes Hühnchen, das Dad womöglich zubereitet hätte, wenn er zu Hause geblieben wäre. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wie man rohes Fleisch in ein Abendessen verwandelte, also setzte ich mich an den Küchentisch und beug-

te mich über ein Kochbuch. An den Rand einiger Rezepte hatte meine Mom Notizen gekritzelt. Es war komisch, ihre Handschrift zu sehen. Die Schrift war ein Teil von ihr und war immer noch da, obwohl Mom schon so lange fort war.

Nach fünfundzwanzig Minuten prüfen!, hatte sie an einer Stelle geschrieben. *Durch Olivenöl ersetzen*, an einer anderen.

Fünf Jahre war es her, dass meine Mutter gestorben war. Die meiste Zeit kamen Dad und ich ohne sie zurecht, auch wenn ich nach wie vor jeden Tag an sie dachte. Um Mom zu trauern, fühlte sich an, als würde ich im Kreis gehen: Ich kam immer wieder an dem Punkt an, wo ich sie vermisste. Manchmal war es ein Geburtstag, der einen neuen Kreislauf auslöste, oder ich fand etwas in einer Schublade, das ihr gehört hatte.

Um die Stille um mich herum zu füllen, las ich die Namen der Rezepte laut vor und sagte schließlich zu mir selbst: »Das hier klingt einfach: Hähnchen in Salzlake, mit einer Füllung aus Zitrone und Ingwer.«

Doch für das Rezept brauchte man vier Pfund Salz, wie ich feststellen musste. *Vier Pfund*. Ich fragte mich, wie ein Hühnchen, das in vier Pfund Salz gekocht wurde, genießbar sein sollte. Als ich dann auch noch las, das Huhn solle anschließend zwei Stunden in einem Wok brutzeln, klappte ich das Buch zu. Wir hatten keinen Wok. Und auch keine vier Pfund Salz.

Ich öffnete den Kühlschrank. Die Mischung aus altem Essen und Leere ließ ein Gefühl der Einsamkeit in mir aufsteigen. Ich zog den Mülleimer unter der Spüle hervor und begann auszumisten: ein Salatkopf, braun angelauten und

matschig; zwei Wochen altes Mu-Shu-Schweinefleisch, das noch täuschend appetitlich aussah; Pfirsiche, verschrumpelt wie Mumien; außerdem eine halbvolle Auflaufform mit Lasagne, die vom letzten Wochenende übriggeblieben war. Ich stellte mir stetig anwachsende Bakterienkolonien darin vor, also nahm ich mir ein Messer, um den Inhalt aus der Form zu lösen und alles zu entsorgen. Schon bald war der Müll-eimer bis zum Rand gefüllt.

Mit einem feuchten Lappen wischte ich über die Bretter im Kühlschrank und stellte fest, dass wir nun endgültig mit leeren Händen dastanden. Eine halbe Packung Milch, ein Krug Brause, Zwiebeln und ein paar Gläser Eingemachtes – mehr hatte ich nicht retten können. Ich goss mir etwas von der Orangenbrause ein, schnappte mir eine Handvoll alter Salzbrezeln aus der Vorratskammer und ging ins Wohnzimmer. Ich muss unbedingt kochen lernen, dachte ich.

Durch das offene Fenster konnte ich die Blätter im Wind rascheln hören. Darunter mischte sich das Knistern zweier Radios, die Mr. Patterson auf seiner Terrasse aufgestellt hatte: Im einen lief das Red-Sox-Spiel, im anderen der Polizeifunk. Diese Geräuschkulisse war für mich merkwürdig und zugleich vertraut. Ich lauschte der Stimme des Sportreporters und dem Krachen des Baseballschlägers, das regelmäßig von vereinzelten Furtgeräuschen und geheimnisvollen Nachrichten aus dem Polizeifunk unterbrochen wurde. Vom Tauchteam hörte ich nichts.

Schließlich ging ich zum Fernseher, schaltete ihn ein und zappte mich auf meinem Weg zum Sox-Spiel durch die Programme. Als ich auf Kanal 7 landete, stockte mir plötzlich der Atem: Ich erkannte Sookie, der mit seiner verspiegelten

Sonnenbrille auf der Nase am Dock stand und in das Mikrofon einer Reporterin sprach. Noch nie hatte ich Leute, die ich persönlich kannte, im Fernsehen gesehen. Ich hob den Telefonhörer ab.

»Schalt mal auf Kanal 7, Sookie ist im Fernsehen«, sagte ich.

»Okay.«

Im Hintergrund des Bildes konnte ich den Steg und den Hafen erkennen.

»Ich glaub's nicht, das ist der T-Wharf!«, rief ich.

»Warte, ich hab's gleich«, sagte Fred.

Die Fernsehkamera schwenkte hinüber zum Körper des toten Hais, der in einiger Entfernung unförmig von der Seilwinde herabbaumelte. Das Tier hätte kraftvoll gewirkt, wäre es durch den Ozean geschwommen, doch so ungeschickt zusammengeschnürt sah es irgendwie lächerlich aus. Ich hörte, wie die Reporterin Sookie fragte, ob er in seiner Zeit als Fischer schon einmal einen Weißen Hai vor der Küste gesehen habe. »Nein, nur im Kino«, antwortete er.

»Da sind *wir*!«, rief Fred. »Da drüben bei den Mülltonnen!«

Mich selbst im Fernsehen zu sehen, gefiel mir gar nicht, vor allem, weil ich neben Fred wie eine Riesin wirkte.

Die Kamera schwenkte wieder zurück zu der Reporterin, während sie eine kurze Einführung in die Geschichte der Weißen Haie im Nordatlantik gab. Ich konnte Fred laut in den Telefonhörer atmen hören, so wie er es immer tat, wenn er sich über etwas aufregte.

»Das ist doch falsch!«, rief er »Weiße Haie können sehr wohl in subarktischen Gewässern schwimmen!«

In diesem Augenblick wurde ein neues Bild eingeblendet, ein Ausschnitt aus altem Filmmaterial.

Und dann war meine Mom da. Sie sprach in die Kamera, während sie auf einem Boot saß und ihr die Haare ums Gesicht wehten. Sie lächelte und hatte genauso viele Sommersprossen wie ich.

»Lucy, da ist deine Mutter«, flüsterte Fred ungläubig.

»Ich weiß.«

Irgendwo hinter der Kamera stellte ein Reporter Mom eine Frage.

»Ob ich Angst habe, mit den Haien im Meer zu schwimmen?« Sie grinste. »Nein. Man muss sich lediglich darüber im Klaren sein, dass man sich in ihrem Zuhause aufhält. Man muss sich wie ein Gast benehmen.«

»Da hat sie recht«, warf Fred ein.

»Was sollten die Menschen Ihrer Meinung nach über Haie wissen?«, fragte der Reporter weiter.

Meine Mutter schaute einen Moment lang in den Himmel. »Vielleicht, dass es noch so viele Dinge gibt, die wir *nicht* über sie wissen. Zum Beispiel, wohin sie ziehen oder wie viele es von ihnen gibt. Wir fürchten uns vor dem, was wir nicht kennen. Wenn wir mehr über Haie wüssten, könnten wir vermutlich auch mehr tun, um ihr Überleben zu sichern.«

Das Boot schaukelte auf und ab, und meine Mutter lächelte in die Kamera. Es kam mir vor, als galt ihr Lächeln mir ganz allein. Ich schaute ihr direkt in die Augen, und unsere Blicke hielten einander stand. Die feinen Lachfältchen in ihrem Gesicht vertieften sich. Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Plötzlich glitt mir das Telefon aus

der Hand und landete auf dem Boden. Trotzdem konnte ich mich noch immer nicht von Moms Anblick lösen.

Meine Mutter gab einen leisen Seufzer von sich, und dann endete der Filmausschnitt abrupt. Wir befanden uns wieder mit Sookie und der Reporterin am T-Wharf. Es dauerte einen Moment, bis mir einfiel, dass ich ja mit Fred telefoniert hatte. Ich wischte mir über das Gesicht, bückte mich und hob den Hörer auf.

»Lucy?«

»Fred, was war das?«, fragte ich schniefend.

»Das war ein Ausschnitt aus einem Interview mit deiner Mom.«

»Ja, aber wo kam der her?«

»Keine Ahnung, frag deinen Dad.«

»Er ist nicht da.«

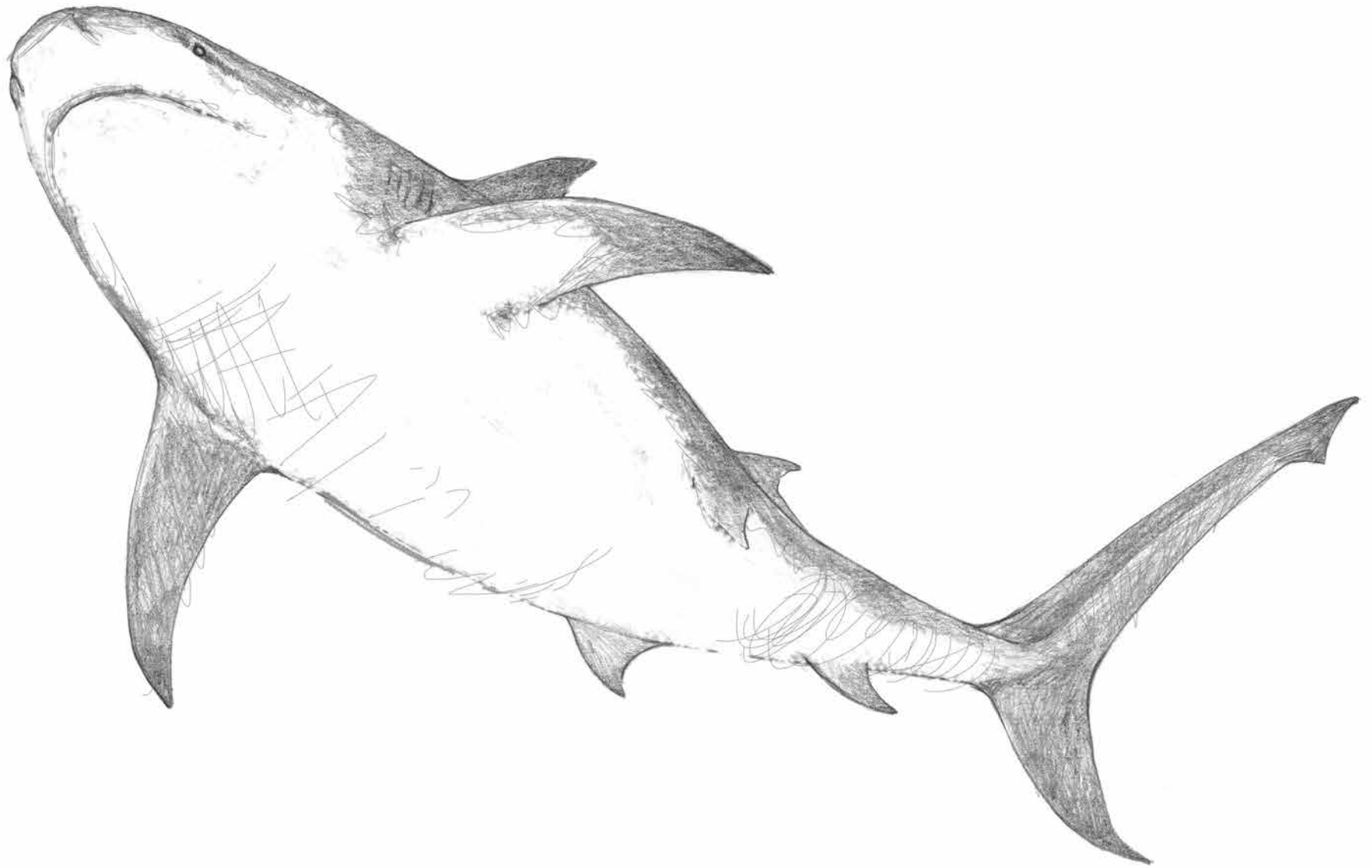
»Alles okay mit dir?«

»Nicht wirklich.«

»Möchtest du, dass ich rüberkomme?« Fred klang besorgt.

»Ich weiß nicht«, antwortete ich. »Ich ruf dich zurück.«

Der Kreislauf hatte wieder von vorn begonnen.



5. *Der Sturm*

Ich legte den Hörer auf und schaltete den Fernseher aus. Meine Kopfhaut knisterte wie der schwarz gewordene Bildschirm. Ich fühlte mich ruhelos wie der Wind, der draußen durch die Blätter der Bäume fegte. Meine Mutter im Fernsehen zu sehen, war mir vorgekommen wie ein Traum, in dem wir beide noch immer beisammen waren. Und ich wollte, dass dieser Traum andauerte. Ich fragte mich, wo das Interview herkam und ob es womöglich noch mehr Videomaterial gab. Außerdem wünschte ich mir, mich an jedes einzelne Wort von Mom erinnern zu können.

Mein Blick fiel auf ein Foto, das auf dem Bücherregal stand. Ich nahm es in die Hand und drückte es an mich. Vermutlich war es kurz vor der Sezierung eines toten Hais aufgenommen worden. Mom trug einen weißen Ganzkörperanzug, der sie aussehen ließ wie eine Malerin, und auf ihrem Kopf leuchtete eine Stirnlampe wie ein Stern. Sie kniete in der Dunkelheit neben einem riesigen Hai, den der Ozean an den Strand gespült hatte. Seine Zähne strahlten ebenso hell wie Moms Kopflampe.

Das Gesicht meiner Mutter war nur einen knappen Meter von den geöffneten Kiefern des Hais entfernt, doch sie wirkte so entspannt, als posierte sie für ein Familienfoto mit Dad und mir. Natürlich war mir klar, dass sie keine

Angst zu haben brauchte, denn das Tier war tot und würde nicht plötzlich seinen Kopf heben, um sie in Stücke zu reißen. Mom war in Sicherheit und konnte in Ruhe wissenschaftliche Daten sammeln. Doch das Besondere an meiner Mutter war, dass sie auch in der Nähe eines *lebendigen* Hais gelassen geblieben wäre.

Als ich mir das Foto näher anschaute, entdeckte ich, dass in Moms Brusttasche etwas Glänzendes steckte. Vielleicht ein silberner Stift, der mit Hilfe eines Bügels festgeklemmt war. Ich fragte mich, ob es sich um einen Tintenroller oder Kugelschreiber handelte – mit Tintenrollern ließ sich besser zeichnen, weil sie weicher waren. Und ich wollte wissen, wie sie den Stift benutzt hatte, während ihre Hände in Fischgedärmen steckten. Hatte sie während der Sezierung etwas geschrieben oder gezeichnet? Sie war keine große Künstlerin gewesen. Ich hingegen schon.

Nachdem ich den Telefonhörer wieder abgehoben hatte, wählte ich Freds Nummer.

»Fred«, begann ich, »lass uns am Naturführer arbeiten.«

»Okay.«

»Ich möchte den Hai zeichnen«, fügte ich hinzu.

»Am Kai?«

»Ja.«

»Wir treffen uns draußen«, sagte er.

Ich lief über den knarrenden Holzboden, um aus dem Fenster zu sehen. Im Licht der Straßenlaterne stellten sich die Blätter in Windrichtung auf, so als ob es bald anfangen würde zu regnen. Mr. Patterson saß noch immer auf seiner Terrasse und lauschte den beiden Radios.

In der Küche suchte ich die Anrichte nach meinem

Schlüssel ab, dann stopfte ich ihn zusammen mit meinem Zeichenblock in den Rucksack, verließ das Haus und ging über die Straße.

»Irgendwas Neues über den Hai?«, rief ich Mr. Patterson zu.

»Die Polizei hat ein Auge auf ihn«, antwortete er.

»Warum denn?«, wollte ich wissen.

»Wer weiß. So ein schauriger Anblick bringt die Leute vielleicht auf dumme Gedanken.«

»Gibt es Neuigkeiten von Dad?«

Mr. Patterson schüttelte den Kopf und deutete auf eins der Radios. »Sie sind immer noch am Hafen.«

Schon sah ich Fred aus der Haustür treten.

»Fred!«, rief ich. »Hier bin ich!«

Er wandte sich um und schlug unsere Richtung ein.

»Der Hai ist noch da«, berichtete ich ihm, während ich am Reißverschluss meines Rucksacks zupfte.

Fred hob die Augenbrauen.

»Lass uns fahren«, sagte ich.

Wir schwangen uns auf die Räder und brausten die dunkle, windige Beach Street hinunter, dann ließen wir den Front Beach und den alten Friedhof hinter uns. Abends hörte man die Wellen oft härter aufschlagen, und heute brachen sie besonders laut. Auf den Balkonen des alten Motels saßen keine Gäste. Wir bogen auf die Main Street ab, strampelten am Buchladen vorbei und ließen uns bergab rollen. Es war kühler geworden, und ich bereute es, keinen Pullover mitgenommen zu haben.

»Es wird bestimmt gleich regnen«, stellte Fred fest.

»Ich beeil mich mit dem Zeichnen«, versicherte ich ihm.

Unsere Reifen wirbelten Kieselsteine auf, die gegen meine Schienbeine prallten, als wir uns dem Kai näherten. Und dann tauchte der Hai in meinem Blickfeld auf, gefesselt wie ein Entführungsoffer. Kaum einen Steinwurf entfernt von ihm stand ein Streifenwagen des Rockport Police Departments. Ich ließ mich mit meinem Rad neben die Fahrerseite des Autos rollen und warf durch das Fenster einen Blick hinein.

»Officer Parrelli!«, rief ich.

Der Polizist las mithilfe einer Taschenlampe Zeitung.

»Lucy, was machst du denn hier? Es ist doch schon spät«, sagte er. »Hi, Fred.«

»Ist es okay, wenn wir uns kurz den Hai anschauen?«, fragte ich.

»Nur zu. Danach fahre ich euch beide aber nach Hause, ein Sturm zieht auf.«

Fred und ich ließen unsere Fahrräder auf den Kies fallen und gingen hinüber zum Hai. In der Luft lag ein überwältigend starker Fischgeruch, so als hätte jemand tausend Thunfischdosen auf einmal geöffnet. Im Wasser unterhalb seines Mauls hatte sich ein großer Fleck aus Blut, Schleim und anderen geheimnisvollen Haiflüssigkeiten gebildet. Flutlichter am Dock strahlten den Kadaver an. Ich hob meinen Blick und schaute dem Tier direkt ins Gesicht – falls man es bei einem Hai überhaupt so nannte.

Ein paar seiner Zähne ragten krumm und schief heraus. Der Winkel seines Mauls und seine großen dunklen Augen verliehen ihm etwas Menschliches, so als würde er jeden Moment ein Gespräch beginnen: *Was dagegen, wenn ich deinen Dad verspeise?*

Der Rest des Körpers wirkte aber alles andere als menschlich. Das Tier war riesig, hatte einen kräftigen Schwanz und breite Flossen. Ich wusste, dass es unter Wasser atmen konnte, war mir aber nicht sicher, ob es richtige Knochen besaß.

Je länger ich in das eine Auge des Hais starrte, desto mehr erschien es mir, als wäre es eher blau als schwarz. Die Schnauze war mit Narben übersät, von denen eine besonders hervorstach. Sie hatte die Form des Buchstaben M, verziert wie bei einer schnörkeligen Schrift.

Fred deutete auf ein fehlendes Stück Rückenflosse. »Was ist da passiert?«, fragte er.

»Ich weiß nicht«, antwortete ich, während ich meinen Rucksack von den Schultern zog. »Vielleicht ein Kampf?« Ich öffnete den Reißverschluss und nahm Bleistift und Zeichenblock heraus.

»Unheimlich, nicht wahr?«, rief uns Officer Parrelli durch das geöffnete Wagenfenster zu.

»Jap«, stimmte ich zu. »Hat Sookie sich schon entschieden, was er mit dem Hai machen will?«

»Er wird ihn morgen runterholen und entsorgen, glaube ich. Heute Abend ist er unterwegs und feiert.«

»Und Sie bewachen den Hai bis dahin?«, fragte Fred.

»Ja, die Chefin macht sich Sorgen, dass jemand etwas mit ihm anstellen könnte. Und Sookie hat mir eine ganze Kühltruhe voll Hummer versprochen, wenn ich über Nacht hier sitze. Können wir jetzt fahren?«

»Nein«, sagte ich. »Ich brauche noch ein paar Minuten.«

Fred ging vor mir in die Hocke, und ich lehnte den Zeichenblock gegen seinen Rücken.

Dann skizzierte ich mit einer einzigen Linie den merkwürdigen Bogen, den der Haikörper beschrieb. Seine Form erinnerte mich an eine große Nase. Anschließend fügte ich die Haltegurte hinzu und zeichnete die Seile, mit denen das Tier an der Winde befestigt war. Ich gab mir Mühe, alle Details so genau wie möglich abzuzeichnen, um später nachzuvollziehen, wie dieser große Hai mitten in der Luft hängen konnte.

»Was macht Lucy da?«, wollte Officer Parrelli von Fred wissen.

»Sie zeichnet den Hai!«, rief er über seine Schulter.

»Warum?«

»Weil sie eine Künstlerin ist.«

Ich lächelte, während ich die fleischigen Wülste neben den Gurten auf das Papier brachte, dann fügte ich noch die Flossen und Zähne hinzu. Freds Knie fingen bereits an zu zittern, deshalb musste ich meine Zeichnung vereinfachen.

»Nur noch eine Minute«, tröstete ich ihn.

»Okay.«

Als ich fertig war, warf ich einen Blick auf mein Werk. Der Hai sah ein wenig wie eine Cartoon-Figur aus, doch den grundlegenden Aufbau hatte ich erfasst. Die Einzelheiten konnte ich später noch ergänzen. Auf einmal fiel mir unser Naturführer ein. Fred und ich hatten vereinbart, von jedem Tier nur *eine* Zeichnung anzufertigen, und ich fragte mich, ob sich ein toter Hai überhaupt als Motiv eignete. Alle anderen Tiere, die ich bisher gezeichnet hatte, waren lebendig gewesen.

Ich tippte Fred auf den Kopf, um ihm zu signalisieren, dass ich fertig war.

»Danke«, sagte ich.

»Kein Problem«, gab er zurück und drehte sich um, damit er einen Blick auf die Zeichnung werfen konnte. »Gut getroffen.«

Ich ging näher an den Hai heran und konzentrierte mich auf die Form seiner gezackten Zähne. Schnell legte ich den Zeichenblock auf meinen linken Unterarm und skizzierte die Umrisse der messerscharfen Spitzen. Schon schlug der erste Regentropfen aufs Papier. Ich verpasste meiner Zeichnung den letzten Schliff und fügte eine grobe Skizze des Auges hinzu.

»Ins Auto mit euch, Kinder!«, rief Officer Parrelli, als der Regen heftiger wurde, und entriegelte den Kofferraum des Streifenwagens.

Ich zog meinen Rucksack genau in dem Augenblick zu, als ein richtiger Wolkenbruch einsetzte.

»Da würden locker vier Leichen reinpassen«, stellte ich fest, als Officer Parrelli mein Fahrrad in den Kofferraum hob.

Er schaute mich entgeistert an.

»Das war ein Scherz«, erklärte ich.

Als wir losfuhren, blickte ich dem Hai aus dem Fenster nach. Die dicken Regentropfen hämmerten gegen seine Schnauze, und der trübe Fleck unter seinem Maul wurde immer größer.

In meinem Kopf rasten die Gedanken und verhedderten sich wie Halsketten in einer Schmuckschatulle. Meine Mom hatte mir in die Augen gesehen; ein riesiger toter Hai hing im Regen; und das Haus, in das ich nun zurückkehren würde, war leer. Jeder dieser Gedanken fühlte sich an wie

ein Gewicht, das ich nicht tragen konnte.

Ich schlang die Arme um meinen Rucksack und betrachtete den Vorhang aus Tropfen vor meinem Fenster.

»Sie hatte keine Angst, mit den Haien zu schwimmen«, sagte ich plötzlich.

»Was?« Fred blickte mich an.

»Meine Mom«, erklärte ich. »Sie hatte keine Angst, mit den Haien zu schwimmen.«

»Ja. Das fand ich immer ein wenig verrückt«, gab er zu.

»Ich auch«, sagte ich und war erleichtert, dass es ihm genauso ging. »Aber die Haie haben sie in Ruhe gelassen. Vielleicht wusste Mom, wie man sich für sie unsichtbar macht.«

»Wahrscheinlich«, stimmte Fred mir zu. »Es hat dich durcheinandergebracht, sie im Fernsehen zu sehen, oder?«

»Wie meinst du das?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort kannte.

»Na ja, du hast das Telefon fallen lassen.« Er schwieg einem Moment »Geht es dir gut?«

Ich konnte sehen, wie Officer Parrelli mich durch den Rückspiegel musterte.

»Ich war nicht darauf vorbereitet«, erklärte ich. »Wegen des Hais hatte ich schon vorher an sie gedacht. Aber als sie dann im Fernsehen auftauchte, kam es mir vor, als hätte sie meine Gedanken gelesen.«

Fred atmete hörbar ein und schaute mir in die Augen. Er sagte zwar nichts, doch für den Rest der Fahrt berührte seine Hand ganz leicht mein Bein. Schließlich kam der Streifenwagen auf der schmalen Straße zwischen unseren Häusern zum Stehen.

»Bleibt heute Abend lieber zu Hause«, sagte Officer Parrelli, während er den Kofferraum per Knopfdruck entriegelte. »Guckt euch was im Fernsehen an.«

»Klar«, antwortete ich. »Danke fürs Mitnehmen.«

Als ich ausstieg, riss mir der Wind die schwere Autotür aus der Hand und knallte sie hinter mir zu. In der kurzen Zeit, in der Fred und ich die Fahrräder aus dem Kofferraum holten, wurden wir klitschnass, und ich mache mir Sorgen um den Zeichenblock in meinem Stoffrucksack. Eilig schloss Fred die Kofferraumklappe, dann rollte Officer Parrellis Wagen bis zum Ende der Smith Street und bog anschließend in Richtung Zentrum ab.

»Wir sehen uns morgen«, verabschiedete ich mich von Fred. Ein Rinnsal aus Regenwasser strömte die Einfahrt vor meinem Haus hinunter und ergoss sich auf die Smith Street.

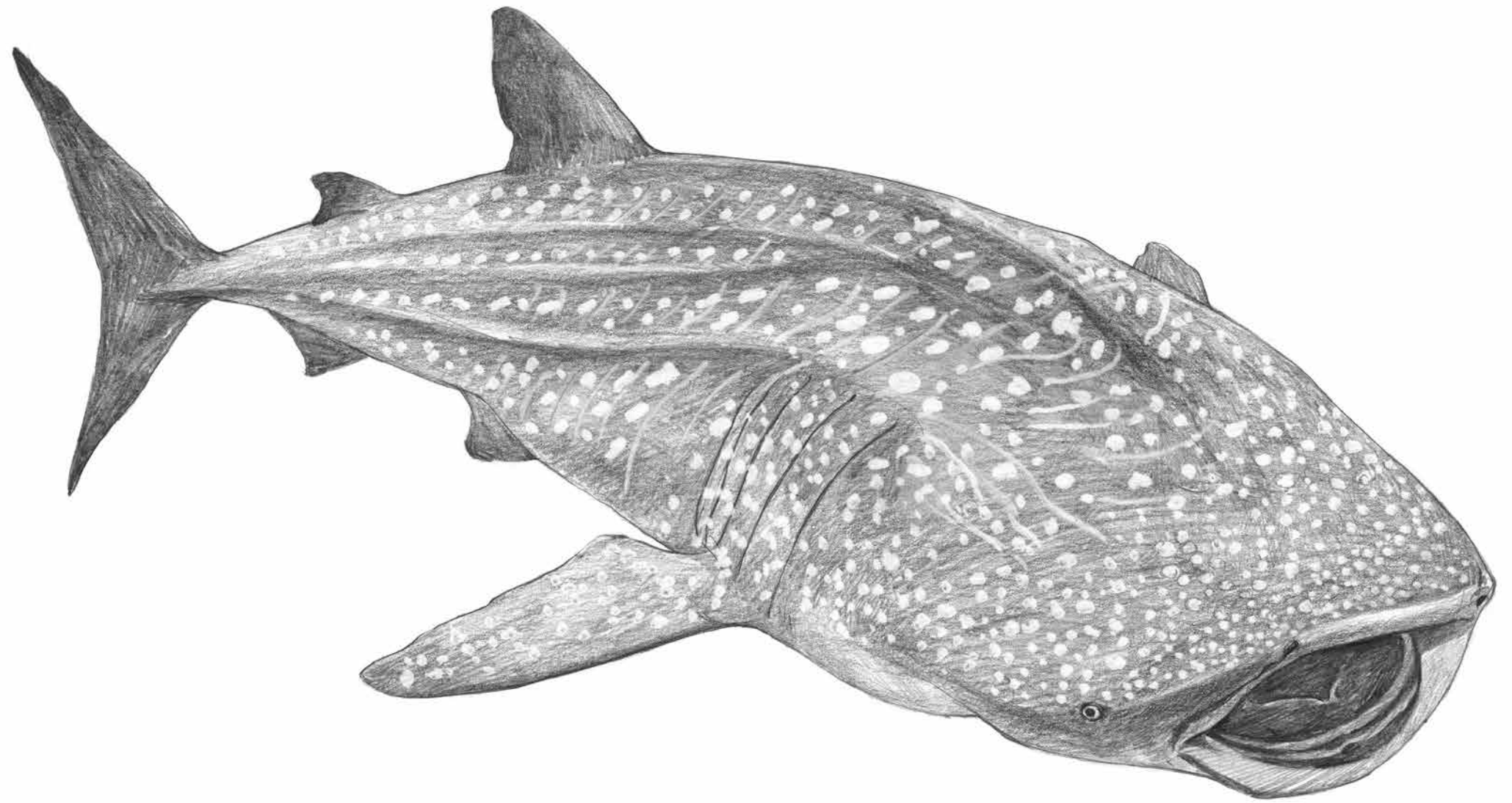
»Möchtest du bei mir noch das Spiel anschauen?«, fragte Fred.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich komm schon klar.«

»Dann ruf ich dich morgen an.« Er lächelte. »Pass auf, dass deine Zeichnungen nicht nass werden.«

»Mach ich.« Schnell rannte ich die Einfahrt hinauf.

Dads Auto stand nicht in der Garage. Ich lehnte mein Fahrrad gegen den Rasenmäher und schlüpfte in das stille, dunkle Haus.



9. *Mondschncke*

Am nächsten Tag, bei Ebbe, fragte mich Fred, ob wir nach Folly Cove fahren könnten. Wir waren schon unzählige Male dort gewesen. Die Bucht war Freds Lieblingsort, um seltene Tiere für sein außergewöhnliches Aquarium zu sammeln, das er in der Garage stehen hatte. Zwar ähnelte es eher einem Sumpf als den sauberen Wasserbecken in der Zahnarztpraxis, doch die Meeresbewohner, die wir für unseren Naturführer sammelten, fühlten sich darin wohl. Das Aquarium bot ihnen ein vorübergehendes Zuhause, bis ich dazu kam, sie zu zeichnen.

Fred wollte einen Eimer und etwas Proviant mitbringen. Ich packte meinen Zeichenblock ein, dann verließ ich das Haus und holte mein Fahrrad. Als mir Fred draußen entgegenkam, trug er seine Miles-Davis-Sonnenbrille.

»Du hast da was in den Haaren«, bemerkte er und rollte mit seinem Fahrrad ein wenig näher an mich heran. Er griff mit zwei Fingern nach einer Haarsträhne und ließ den geheimnisvollen Fremdkörper die Spitzen entlanggleiten. Eine Welle von Gänsehaut breitete sich von meinen Schultern bis über mein Gesicht aus. Ich warf einen Blick auf seine ausgestreckte Handfläche.

»Nur ein Blatt«, stellte er fest.

Nach dem Sturm fielen noch immer Blätter und Äste von

den Bäumen. Mir war völlig gleichgültig, ob ich Raupen, Brombeeren oder Läuse in den Haaren hatte, ich wollte lediglich, dass Fred mich noch einmal berührte. Doch er stieß sich bereits mit seinem Fuß vom Boden ab und brachte sein Fahrrad ins Gleichgewicht.

Wir traten in die Pedale und fuhren die Smith Street entlang, bis das Meer in Sichtweite kam. Das Wasser verfärbte sich graublau unter dem aufklarenden Himmel. Ich übernahm die Führung, als wir an den Parkuhren entlang des Strands vorbeirollten. Immer wieder mussten wir abgebrochenen Ästen ausweichen.

Wir ließen den Pavillon am Ende unserer Straße hinter uns, in dem jeden Samstagabend im Sommer die Band der Amerikanischen Legion spielte, und überquerten die Beach Street. Ich schaute zu den Tauchern hinüber, die auf dem Parkplatz gegenüber des Back Beach standen. Im Sommer hingen oft halb bekleidete Taucher am Straßenrand herum, da sich diese Bucht perfekt für Anfänger eignete. Sie lag geschützt, und das Wasser war nicht sehr tief.

Heute warteten sieben Leute am Strand und halfen sich gegenseitig, die Reißverschlüsse ihrer Neoprenanzüge zuziehen. In ihrer schwarzen Gummihaut sahen sie aus wie Ameisen. Ich fragte mich, ob sie Angst davor hatten, so nah an dem Ort zu tauchen, wo ein großer Weißer Hai an Land gezogen worden war.

Wir radelten die Route 127 in Richtung Folly Cove hinunter und durchquerten ein Viertel mit gepflasterten Bürgersteigen und Häusern aus Granitblöcken. Dann rollten wir am Eingang des Naturparks vorbei, in dem Freds Schwestern manchmal im Baggersee schwammen. Im *Eva-*

Kostüm, wie Fred ihr Nacktbaden nannte. Ich warf einen Blick über meine Schulter, obwohl ich wusste, dass Fred noch da war. Ich konnte seinen Eimer gegen den Fahrradrahmen schlagen hören.

Wir legten unsere Räder ab und machten uns zu Fuß auf den Weg zu den großen Felsen am Rande der Bucht. Eiförmige Granitbrocken knirschten unter unseren Schuhen. Vor der Küste bot eine nicht fertiggestellte Mole Tangwäldern und wirbellosen Meerestieren ein Zuhause. Auch dieser Ort war bei Tauchern sehr beliebt.

Zwischen den Gezeiten war es schwierig, bis zum Wasser zu gelangen, da die Strecke felsig war und immer wieder Steine unter unseren Füßen davonrollten. Braune, mit glitschigem Seegras bewachsene Felsbrocken sahen aus wie haarige Trolle.

»Hast du mich gestern Abend Trompete spielen gehört?«, fragte Fred plötzlich.

Ich hielt den Atem an. Er hatte mich am Fenster gesehen. »Ich habe schon etwas gehört«, begann ich zaghaft und trat vorsichtig auf den nächsten Stein. »Aber es hat nicht wirklich nach Musik geklungen.«

»Toll, danke«, gab er zurück, und ich merkte, dass er ein wenig gekränkt war.

»Nein, so meinte ich das nicht. Es war einfach ungewohnt«, erklärte ich, während ich ihm über den Arm strich, um mich zu entschuldigen. »Hast du versucht, mit dem Album mitzuspielen?«

»So was in der Art«, antwortete er.

»Hörst du überhaupt noch Lieder mit Texten?«.

»Manchmal.«

Wir balancierten zu einer Stelle, an der sich zwischen großen Felsen ein Gezeitentümpel gebildet hatte. Ich setzte mich auf einen Granitbrocken, legte den Zeichenblock auf meinen Schoß und schlug die Zeichnung des Weißen Hais auf. Ich fragte mich immer noch, was mit ihm geschehen war, doch ich war mir ziemlich sicher, er würde nicht wieder auftauchen. Wäre meine Mom dagewesen – davon war ich überzeugt –, wäre eine so seltene Gelegenheit, einen Weißen Hai zu untersuchen, nicht sinnlos vergeudet worden. Ich blätterte zu einer leeren Seite.

»Wonach halten wir heute Ausschau«, fragte ich.

»Nach nichts Besonderem«, erwiderte Fred und schob sich die Brille auf den Kopf. »Guck dir das hier mal an!« Er hob einen Seestern auf, dem ein Arm fehlte.

»Wie kommt es, dass Seesterne ihre Arme nachwachsen lassen können?«, fragte ich. »Warum können Menschen das nicht?«

»Seesterne haben halt herausgefunden, wie es geht«, antwortete Fred. »Dein Dad hat mir mal eine Geschichte über Austernfischer erzählt. Die Fischer waren sauer, weil die Seesterne ihnen die Austern wegaßen, also haben sie ihnen die Arme abgeschnitten und sie zurück ins Meer geworfen. Nur hat sich dadurch die Anzahl der Seesterne verdoppelt, und sie haben die gesamte Austernpopulation zerstört.«

»Schlechtes Karma«, bemerkte ich und kritzelte eine Gruppe Seesterne in die Ecke meines Blatts, die eine einzelne Auster umzingelten. »Macht's dir was aus, wenn ich die Butterbrote anbreche?«

»Nur zu«, erwiderte Fred und durchsuchte den Tümpel. Ich schnappte mir die Papiertüte aus dem Eimer und

schaute hinein. Es waren zwei in Butterbrotpapier verpackte Scheiben Weizenbrot mit Truthahn darin, ein paar Äpfel sowie zwei Müsliriegel. Ich wickelte ein Butterbrot aus und machte mich darüber her. Fred und ich mochten unsere Sandwiches trocken – kein Senf, keine Mayo.

Fred hatte derweil eine Mondschncke mit einem Gehäuse in der Größe eines Baseballs gefunden. Wir hatten schon eine Mondschncken-Seite in unserem Naturführer, doch dieses Exemplar war irrsinnig groß. Fred leerte den Eimer, füllte ihn mit einem Schwall Meerwasser und setzte das Tier hinein. Dann griff er nach den Messinstrumenten, die er in seinem Eimer mitgebracht hatte.

Während ich an einem Apfel kaute, sah ich mir die Schncke genauer an. Dann zeichnete ich mit Bleistift eine Spirale mit fünf Umdrehungen. Die Mitte der Spirale versah ich mit einem Muster, das sich vom innersten Kreis bis zum Rand des äußersten erstreckte. Die Mitte des innersten Kreises war blau gefärbt, der Rest des Gehäuses von orange-weißen Streifen durchzogen. Ich fragte mich, wer diese Farben ausgewählt hatte. Obwohl es sich um eine merkwürdige Zusammenstellung von Komplementärfarben handelte, harmonisierten sie perfekt.

Fred setzte sich neben mich auf den Felsen, in der Hand hielt er ein Maßband aus dem Nähkästchen seiner Mutter. Er nahm die Mondschncke wieder aus dem Eimer. Ich zeichnete Freds Hand, wie sie das Tier festhielt, seinen Daumen, der sich über die Vorderseite legte, und seine Finger, die die Rückseite umschlossen. Das ganze Jahr über hatte ich daran gearbeitet, Hände zu zeichnen, und allmählich wurde ich richtig gut darin. Ich führte die Linie seines

Handgelenks bis zum Ende der Zeichenblockseite fort. Unter seiner klobigen Uhr wirkte das Gelenk schmal.

Ich wünschte, ich hätte Buntstifte mitgenommen, um die Farben der Schncke nachmalen zu können. Fred beugte sich über meine Skizze, während ich mir am Rand etwas zu den Farben des Gehäuses notierte. Ich spürte seine Wange in der Nähe meiner Schulter.

»Wie machst du das?«, wollte er wissen.

Ich schaute ihn an. »Wie mache ich *was*?«

»Dinge zeichnen, sodass sie dreidimensional aussehen.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Ich bin halt ein Kunst-Mensch. Und du ein Wissenschafts-Mensch.«

»Glaubst du nicht, dass du auch ein Wissenschafts-Mensch bist?«, fragte er.

»Nicht wirklich.«

»Warum nicht?«

»Weil ich keine Gleichungen mag«, gab ich zurück. Ich dachte einen Moment nach. »Aber wenn du etwas Wissenschaftliches so wie eine Geschichte erzählen könntest, würde ich dir zuhören. Mir hat deine Geschichte über die Seesterne und die Austern gefallen.«

»Ich kann dir auch eine über die Mondschncke erzählen.«

»Schieß los.«

»Okay. Schau dir mal das Gehäuse an, es ist ein perfektes Beispiel für den Goldenen Schnitt. Es ist aufgebaut wie eine logarithmische Spirale mit dem Verhältnis eins zu eins-Komma-sechs-eins-acht ...«

»Warte mal«, unterbrach ich ihn. »Also, erstens solltest du die achte Klasse überspringen oder am besten gleich zur

Uni gehen. Und zweitens hörst du dich an wie ein Roboter. Was bedeutet das alles?«

»Es bedeutet, dass die Spirale perfekte Proportionen besitzt. Siehst du dir nie etwas Lebendiges an und fragst dich, wie es entstanden ist?«

»Doch, manchmal.« Ich dachte an die endlosen Zahnreihen des Hais. »Aber das ist immer noch keine Geschichte.«

Er überlegte einen Augenblick. »Okay, mir ist eine eingefallen. Hast du schon mal am Strand nach Muscheln gesucht und welche mit einem kreisrunden Loch an der Unterseite gefunden?«

Ich nickte. Ich wusste genau, wovon er sprach. »Ich habe Schnüre durchgezogen und Halsketten daraus gemacht.«

»Genau. Weißt du, wie das Loch dort hineingekommen ist?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

»Es war die Mondschncke.«

Ich blinzelte ungläubig.

»Sie besitzt ein Werkzeug, eine Art Zunge, die wie ein Bohrer funktioniert. Aber es ist keine richtige Zunge, denn sie ist mit lauter kleinen Zähnen bedeckt. Die Schnecke bohrt ein Loch und sondert eine Flüssigkeit ab, die die Schale aufweicht, damit sie das Innere der Muschel essen kann.«

Ich gab es nur ungern zu, doch ich hatte mich tatsächlich schon öfter gefragt, wie die Löcher in die Muscheln gelangt waren. Jetzt war das Geheimnis gelüftet.

Ich lächelte Fred an. »Das war eine Geschichte. Du hast gewonnen.«

Er lächelte zurück. »Ich kenne noch viele andere.«

»Aber bitte ohne Zahlen«, forderte ich ihn auf.

»Warte einfach ein bisschen«, sprach er mir Mut zu. »Du wirst schon noch Gefallen an Zahlen finden.«

Das Besondere an Fred war, dass ich ihm jedes Wort glaubte. Denn er war nicht nur klug, wenn es um Wissenschaften ging, sondern auch, wenn es um mich ging. Wenn er mir voraussagte, dass ich eines Tages Zahlen mögen würde, glaubte ich ihm das.

»Isst du gar nichts?«, wechselte ich das Thema, während ich einen der Müsliriegel aus der Papiertüte nahm.

Fred ließ die Schnecke zurück in den Gezeitentümpel plumpsen. Das Geräusch klang, als würde eine Dose Creme in die Toilette fallen. Lange schaute ich in seine Richtung, doch er erwiderte meinen Blick nicht. Er war zu sehr damit beschäftigt, einen Haufen Seegras zu untersuchen. Endlich stand er auf, und wir schauten uns an.

Ich lächelte ihm zu. »Ich bin irgendwie enttäuscht. Wegen der Sache mit dem Hai.«

»Enttäuscht?«

»Ja, weil er weg ist«, erklärte ich.

»Wirklich?« Seine Frage war berechtigt, schließlich hatte ich nie besonders viel Interesse an Biologie gezeigt. Doch dann fuhr er fort: »Ich bin auch enttäuscht. Aber wir können trotzdem weiter an dem Naturführer arbeiten. Ich komme heute Abend vorbei, okay? Dann können wir uns die Haibücher deiner Mom anschauen.«

Auf einmal wurde mir klar, dass Moms schwere Biologie-Wälzer, die ich immer zum Blumenpressen oder Glätten von Fotos benutzt hatte, für Mom und Fred ganz andere Qualitäten besaßen. Neugier stieg in mir auf.

»Ist gut«, stimmte ich zu.

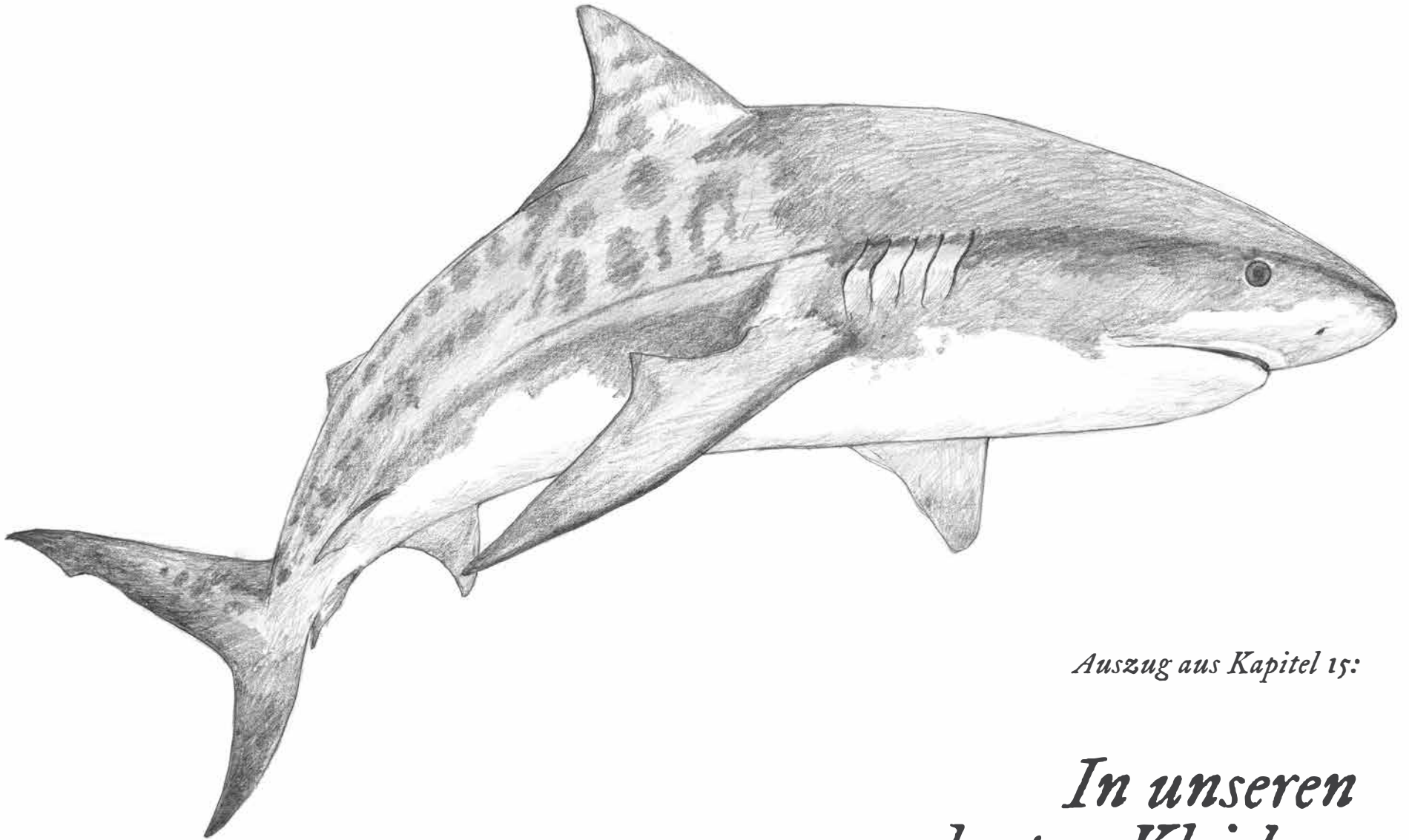
Fred setzte seine Sonnenbrille wieder auf, und sie schmiegte sich passgenau an seinen Nasenrücken.

»Was guckst du so? Die sieht doch cool aus!«, sagte er überzeugt.

Ich schaute ihn skeptisch an.

Das einzig Coole war Freds Überzeugung, dass er cool aussah.



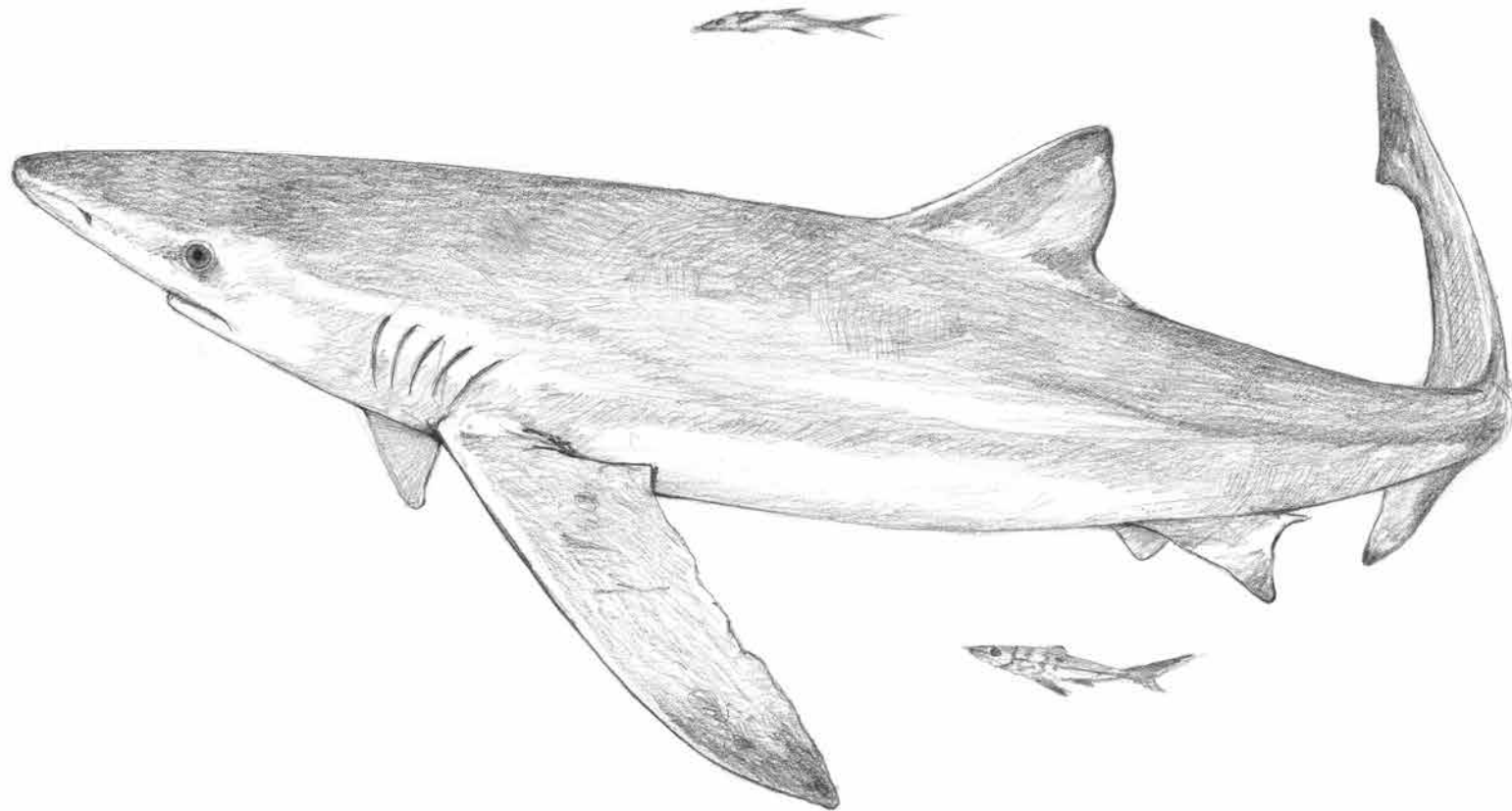


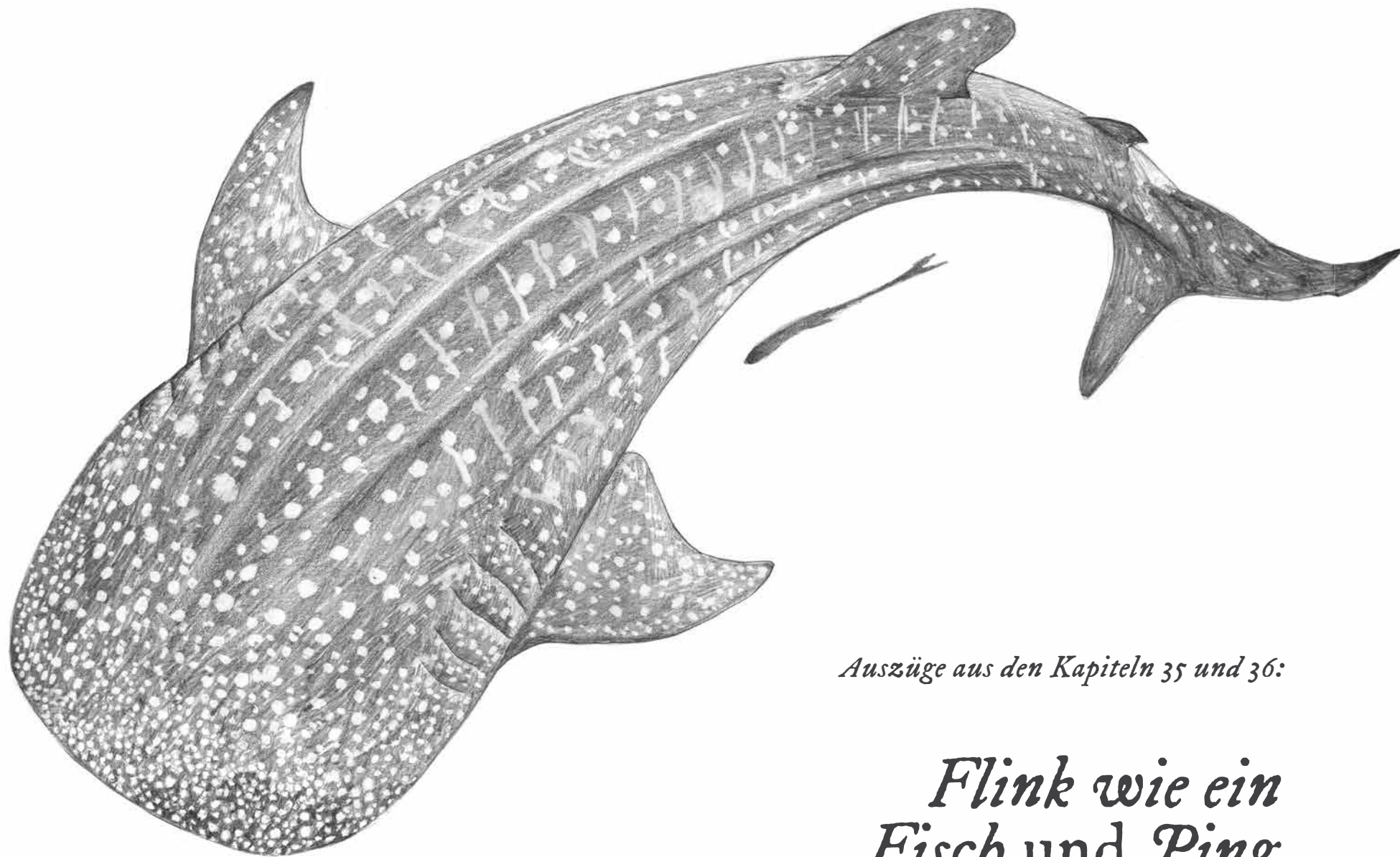
Auszug aus Kapitel 15:

*In unseren
besten Kleidern*

Im Krankenwagen, am Steinbruch, hatte die Rettungssanitäterin mir erklärt, dass mein Erstickungsgefühl wahrscheinlich eine Reaktion auf Freds Unfall war. Und dass ich noch eine ganze Weile lang Panik verspüren könnte, obwohl ich nicht in Gefahr war. Als ich kurz darauf mit Fiona allein im Krankenwagen saß, stellte ich mir vor, um meine Hand sei eine Schnur gewickelt, die sich fortbewegte wie ein lebendiges Wesen. In meiner Phantasie lief sie zur Tür

hinaus, spann sich über den Trampelpfad fort und rollte vorbei an den Füßen der Menschen, die den Rettern zuschauten. Schließlich erreichte sie den Felsen, durchstieß die Wasseroberfläche und sank hinunter zu Fred, als würde sie magnetisch angezogen. Und dann, als die Schnur ihn endlich gefunden hatte, wickelte sie sich um sein Handgelenk, und ich war für den Rest meines Lebens mit ihm verbunden.



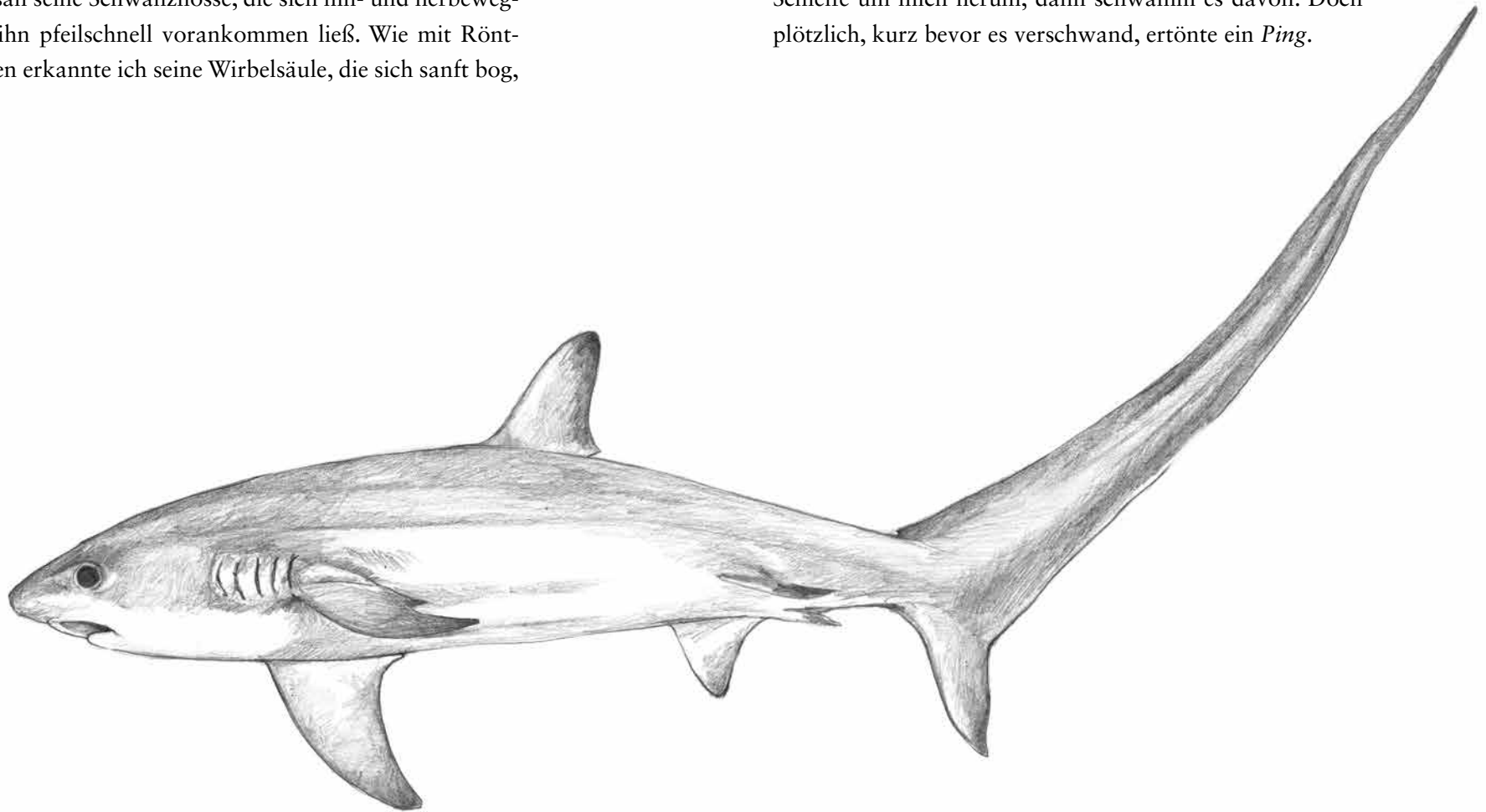


Auszüge aus den Kapiteln 35 und 36:

*Flink wie ein
Fisch und Ping*

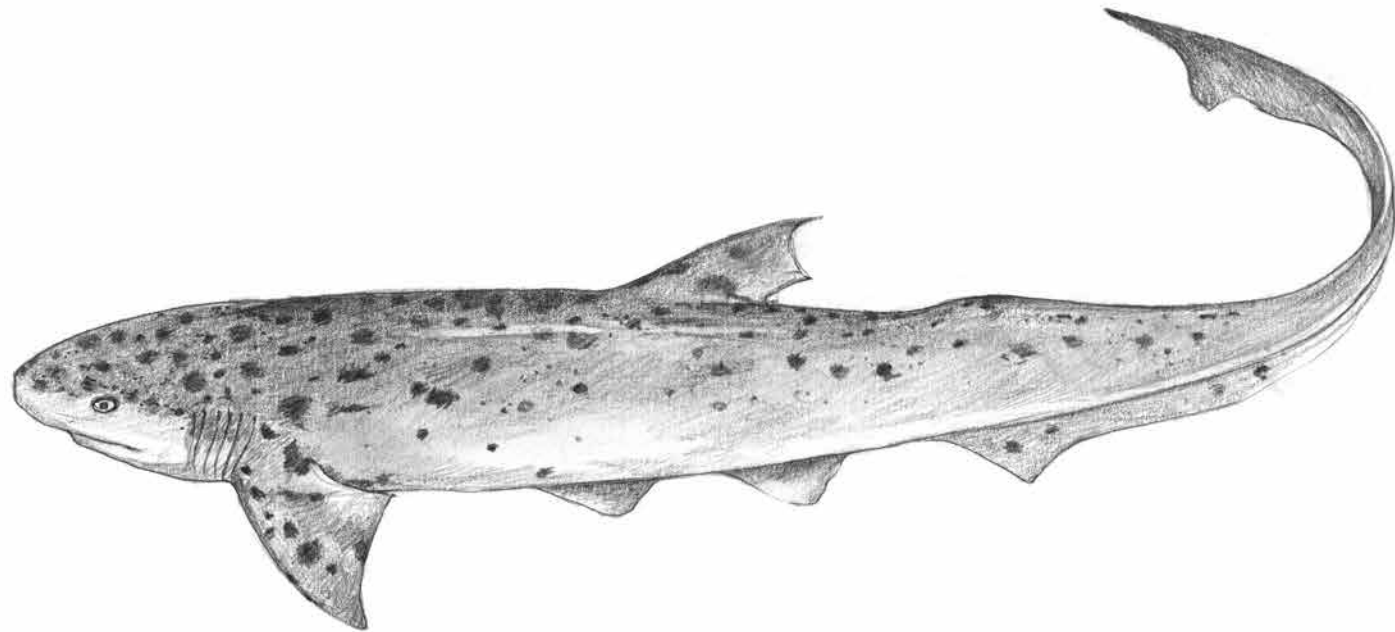
In jener Nacht träumte ich vom Steinbruch. Ich tauchte im mattgrünen Wasser, das aussah wie auf einem Gemälde, doch ich konnte hindurchschauen, als wäre es glasklar. Während ich mich im Wasser wand und mühelos atmete wie eine Meerjungfrau, schwamm ein Weißer Hai auf mich zu. Ich sah seine Schwanzflosse, die sich hin- und herbewegte und ihn pfeilschnell vorankommen ließ. Wie mit Röntgenaugen erkannte ich seine Wirbelsäule, die sich sanft bog,

während er um mich herumglitt. Ich war aufgeregt wie ein kleines Kind, das darauf wartet, dass sein Name aufgerufen wird, doch ich hatte keine Angst. In Gedanken beschriftete ich die Flossen des Hais und verfolgte, wie das Wasser durch seine Kiemen strömte. Das Tier zog eine weitere Schleife um mich herum, dann schwamm es davon. Doch plötzlich, kurz bevor es verschwand, ertönte ein *Ping*.



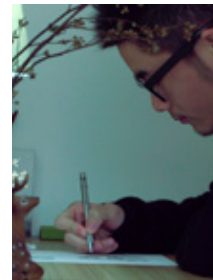
Irgendwo hatte ich gelesen, Weiße Haie wären Einzelgänger, die lange Strecken allein zurücklegten. Doch manchmal schlossen sie sich zu Paaren zusammen. Niemand wusste, warum, es war noch immer ihr Geheimnis. Irgendwo in der Nähe unseres Boots schwammen nun die Haie Helen und Fred gemeinsam nebeneinanderher. Ich lauschte dem sonderbaren Rhythmus ihrer Musik, als hörte ich eins meiner alten Lieblingslieder. Dann stellte ich mir vor, wie sie Mo-

nomoy Island umkreisten und miteinander redeten. Vielleicht hatte Helen schon lange zu uns heraufgerufen. Und nur darauf gewartet, dass jemand ihr in die Wellen folgte.





Die Autorin **Kate Allen** wurde in Massachusetts geboren. Sie schrieb schon während ihrer Schulzeit Geschichten und studierte später Kreatives Schreiben. Nach ihrem Abschluss begann sie aber als Lehrerin zu arbeiten. Ihren Traum, eines Tages ein Buch zu veröffentlichen, verlor sie zum Glück trotzdem niemals aus den Augen. Tage der Mondschncke ist ihr Debüt. Kate Allen lebt mit ihrer Familie in Minneapolis.



Der Illustrator **Xingye Jin** lebt in China. Wenn er nicht gerade am Zeichentisch sitzt, gärtuert er gerne.



Die Übersetzerin **Meritxell Janina Piel** studierte Geschichte und Philosophie in Düsseldorf und promovierte dort in Philosophie. Heute lebt sie als freiberufliche Übersetzerin und Sprachlehrerin in Kaarst bei Düsseldorf.